

RUNDBRIEF

FÜR KIRCHLICHE UND GESELLSCHAFTLICHE NEUGESTALTUNG

4 /2012

Brunnenthal, 23. November 2012



Glaube nach dem Konzil ist Mitmachen in der Kirche und Mitmischen in der Welt (Ansgar Kreuzer)

Liebe Schwester,
lieber Bruder,

war denn Glaube vor
dem Konzil anders? Ja
und Nein.

Jeder religiöse Glaube, auch der Glaube, der auf göttlicher Offenbarung beruht, hat einmal angefangen. Er hat sich dann durch die Glaubenden in vielfältigen von innen und von außen sich ergebenden Auseinandersetzungen und Beeinflussungen weiter entfaltet. Mit dieser Entfaltung ist er, solange er lebendig bleibt, nie am Ende angelangt.

Es gibt keinen religiösen Glauben, auch nicht den Glauben Israels oder der Christen, der von Anfang an als Ganzes vorhanden gewesen wäre und sich dann nicht mehr entwickelt hätte. Diese Entwicklungen betreffen letztlich den gesamten Glauben, nicht nur seine Inkulturation und seine konkrete Verwirklichung im Alltag.

Wie der persönliche Glaube jedes Menschen sich entwickelt, so geschieht dies auch mit dem Glauben als Gesamtheit.

Ein und derselbe christliche Glaube eines Menschen ist, falls er nicht im Infantilismus stecken bleibt, sondern sich mit zunehmendem Alter und fortschreitender Reife weiter entwickelt, jeweils ein mehr oder weniger anderer. Ebenso verhält es sich mit dem Glauben einer ganzen Glaubensgemeinschaft. So ist auch der christliche Glaube im 21. Jahrhundert ein teilweise anderer als zur Zeit des Konzils von Trient, im Mittelalter oder in

der Urkirche. Jede Inkulturation, jeder Fortschritt und jede Veränderung in der weltlichen gesellschaftlichen Entwicklung hatte und hat auch einen Einfluss auf den Inhalt und die Umsetzung des Glaubens im Alltag.

Die vielfältigen Auseinandersetzungen mit der religiös anders oder nicht glaubenden Umwelt haben immer wieder neue Entwicklungen angeregt oder erzwungen.

Jüdischer und christlicher Glaube sind wesentlich Dialog – Gottes mit den Menschen, der Menschen mit Gott und der glaubenden Menschen untereinander.

Wenn der deutsche Kurienkardinal *Walter Brandmüller* vor kurzem bei einem Kongress behauptete, „*vom Dialog ist im Evangelium mit keinem Wort die Rede*“, entspricht dies in keiner Weise den Tatsachen, sondern ist eher ein Rechtfertigungsversuch für die Dialogverweigerung von Teilen der Kirchenführung.

Wenn sich der Herr Kardinal die Mühe nimmt, in der dogmatischen Konstitution des II. Vat. *Dei Verbum (DV)* nachzulesen, wird er dort die Aussage finden, dass die Offenbarung von Gott her im „Dialog“ geschieht: „*In dieser Offenbarung redet der unsichtbare Gott aus überströmender Liebe die Menschen an wie Freunde und verkehrt mit ihnen, um sie in seine Gemeinschaft einzuladen und aufzunehmen.*“ (DV 2)

Liebe, Freundschaft und Gemeinschaft sind nie und nirgends im Monolog zu verwirklichen, sie bauen ihrem Wesen nach auf den Dialog.

Christian Öhler, Pfarrer in Bad Ischl, hat dazu in der Radiomesse am 14.10. zur Äußerung des Kardinals gesagt: „*Woher hat er das? Der Umgang Jesu mit den Menschen war doch ein einziger Dialog.*“

So ist es. Die gesamte Bibel ist ein Zeugnis des Dialogs Gottes mit den Menschen und der Menschen mit Gott. Der väterlich-mütterliche Gott spricht zu den Menschen und ist stets für sie ansprechbar.

Die Bibel zeigt auch in aller Deutlichkeit, dass der Glaube Leben ist – und das Wesen des Lebens ist nun einmal kein Monolog. Es ist auch nicht statisch, sondern dynamisch. Hört das Leben auf sich mit dem Umfeld auseinanderzusetzen, sich zu entwickeln und zu verändern, dann stirbt es ab.

Es gelten hier die von mir schon so oft zitierten Sätze des jüdischen Religionsphilosophen *Martin Buber*: „*Alles wirkliche Leben ist Begegnung*“ und „*Der Mensch wird am Du zum Ich.*“

Die Entwicklungen der Flora und Fauna unserer Erde wurden maßgeblich durch die unausweichliche Auseinandersetzung mit der sich unaufhaltsam verändernden Umwelt bewirkt.

So gibt es auch keine von der allgemeinen Entwicklung abgekoppelte sterile Glaubenswahrheiten, die etwa das Lehramt vorgibt und als unveränderlichen Besitz hütet, sondern stets von innen oder außen angestoßene mehr oder weniger gut gelingende Annäherungen an die endgültige Wahrheit.

Das kirchliche Lehramt bleibt daher ein immer zu neuem Lernen verpflichtetes Amt.

Vor allem ist es ein zum Hören auf das Wort Gottes verpflichtetes Amt. Das hat man leider nicht immer so gesehen, wie *Joseph Ratzinger* selbst feststellte.

Bischof *Helmut Krätzl* schreibt in seinem Buch „*Das Konzil – ein Sprung vorwärts*“ zu Aussagen des Konzils in der dogmatischen Konstitution *Dei Verbum* und dem diesbezüglichen Kommentar von *Joseph Ratzinger*: „*Ratzinger kommentiert: ‚Es ist wohl das erste Mal in der Geschichte der katholischen Kirche, dass ein lehramtlicher Text die Unterordnung des Lehramtes unter das Wort betont und damit seinen Dienstcharakter. ‚Der erste Dienst des Lehramtes sei das Hören. Es ist selbst ‚immer wieder auf das*

lauschende Vernehmen gegenüber den Quellen, auf deren je neues Befragen und Bedenken angewiesen, um so wahrhaft auslegen und behüten zu können.“ (Seite 59)

Verweigert es sich dem allzeit geforderten Lernen, dem Hören auf das Wort Gottes in der Bibel, das Volk Gottes und den Geist Gottes bei der Suche nach einer Antwort auf die jeweiligen Fragen und Probleme der Welt, stellt es sich gegen klare Aussagen des II. Vatikanischen Konzils und letztlich auch gegen eine ganz eindeutige Aussage Jesu: „*Wenn aber jener kommt, der Geist der Wahrheit, wird er euch in die ganze Wahrheit einführen.*“ (*Joh 16,13*). Der Geist wird also nach den Worten Jesu die Kirche im Laufe der Zeit in die Wahrheit Stück für Stück „einführen“ und nicht die fertige Wahrheit als Lexikon zum Nachschlagen und zur Verlautbarung durch das Lehramt im Vatikan abgeben.

Er wird dazu nach dem Bild des alexandrinischen Jesuiten *Henri Boulad* nicht immer zuerst auf die oberste Spitze der Kirche herabkommen, sondern wie Grundwasser an der Basis der Kirche aufsteigen.

Bischof *Helmut Krätzl* betonte dies kürzlich in einem ORF-Interview: „*Ich glaube, in der Kirchengeschichte sind die meisten Erneuerungen von unten gekommen. Dass sie von oben kommen, von einem Papst, das ist unter Johannes XXIII. einmalig gewesen.*“

Christlicher Glaube ist kein Museumsstück, sondern Leben, daher bedarf er stets neu der Verheutigung. Papst Johannes XXIII. hat mit seinem Ruf nach einem *Aggiornamento* der Kirche diese Verheutigung nicht erfunden, er wollte sie nur erneut ins Bewusstsein rufen, weil man sie leider vielfach außer Acht gelassen hatte.

Traditionalisten übersehen geflissentlich die geschichtliche Tatsache der Entwicklung.

Sie wollen einen Status Quo einer bestimmten Zeit festschreiben und diesen jeweiligen Stand für immer als den letztgültigen und nicht weiter hinterfragbaren und veränderbaren behalten.

Diese Einstellung war weitgehend auch die offizielle eines großen Teiles der Kirchenleitung vor Beginn des II. Vatikanischen Konzils. Da aber das Konzil je nach Sichtweise leider oder begrüßenswert nicht auf demselben Standpunkt stehen geblieben und auch nicht auf demselben Geleise weitergefahren ist, kam

es in manchen Punkten zu entscheidenden Veränderungen.

Diese Veränderungen sorgten und sorgen für Spannungen, weil sie nicht bloß eine Reform des im Wesen unverändert weiter Bestehenden, sondern einen Bruch mit dem seit einer bestimmten Zeit kirchlich Gelehrten und Gewohnten und eine neue Sichtweise mit entsprechend deutlichen und tief greifenden Folgen darstellen.

So schreibt Bischof *Helmut Krätzl* in seinem neuen Buch „*Das Konzil – ein Sprung vorwärts*“: *Am 24. Mai 2012 hat Papst Benedikt XVI. in einer Ansprache an die italienische Bischofskonferenz von der Notwendigkeit der Annahme des II. Vatikanischen Konzils gesprochen und darauf hingewiesen, seine Dokumente durch die Brille „der Kontinuität und der Reform“ zu lesen. Es scheint aber, dass in vielen Interpretationen, auch von höchster Stelle, eher Kontinuität betont wird als Reform. Offenbar hat man bei der Betonung von zu viel Veränderung Angst um die Identität der Kirche vor und nach dem Konzil. Außerdem will man den Eindruck vermeiden, die Kirche habe sich in ihren Aussagen korrigieren müssen. Man befürchtet, sie verliere damit ihre Glaubwürdigkeit.*

Zu diesen tatsächlich vorhandenen und sicher eher mehr sich ausbreitenden als auflösenden Ängsten sind allerdings einige Anfragen zustellen:

War die Identität der Kirche vor dem Konzil jene, die sich aus dem Evangelium Jesu herleitet oder eine, die im Laufe der Geschichte zumindest teilweise, ihn manchem sogar weitgehend davon abgewichen ist und damit eine andere Identität angenommen hatte? Hat es das Konzil geschafft, die Kirche wieder mehr an das heranzuführen, was eigentlich ihre Identität stiftet?

Müsste es nicht im ureigensten Interesse der Kirche liegen, ihre Ausrichtung am Evangelium ständig zu überprüfen und in ihrer Entwicklung tatsächlich geschehene Abweichungen zu korrigieren?

Geht Glaubwürdigkeit durch ehrliche Korrektur von fragwürdigen oder falschen Entwicklungen verloren oder eher durch das Festhalten daran?

Wird die Vorstellung einer ununterbrochenen und linearen Kontinuität, dass sich also etwa nie Brüche mit in der Vergangenheit getroffenen lehramtlichen Entscheidungen ereignen dürfen, nicht zur Selbstfesselung und zur Selbstverhinderung?

Die Geschehnisse auf dem II. Vatikanischen Konzil und seine Entscheidungen sind es auf jeden Fall wert, dass wir sie genau betrachten. Vieles ist gar nicht bekannt und vieles wurde noch nicht umgesetzt.

Ich werde in diesem Rundbrief und in den folgenden auf manches eingehen.

Dazu empfehle ich Dir sehr, das umfangreiche Angebot an Veranstaltungen, Vorträgen, Büchern etc. zu nützen.

Glauben, glauben, was ist das?

Der älteren Generation ist noch die Formulierung im Katechismus bekannt: *Glauben heißt, alles für wahr halten, was Gott offenbart hat und die Kirche zum Glauben vorlegt.*

So stand es im Katechismus, es gab aber zu allen Zeiten viele Gläubige, die sehr wohl wussten, dass christlicher Glaube wesentlich mehr ist als ein Für-wahr-Halten göttlicher Offenbarungen und gehorsames Annehmen kirchlicher Lehraussagen und die aus diesem das ganze Leben ergreifenden und gestaltenden Glauben heraus lebten.

Im neuen KKK (Katechismus der Katholischen Kirche) lautet die Überschrift über das Kapitel zum Glauben: „Die Antwort des Menschen an

Gott“. Das ist eine wesentlich andere Sicht als die im alten Katechismus. Der Papst empfiehlt, dass wir uns im Jahr des Glaubens intensiver mit dem KKK beschäftigen sollten, weil das „Glaubenswissen“ im bedenklichen Ausmaß sinkt und viele „Gläubige“ weitgehend kaum noch eine Ahnung vom „Glaubensgut“ der Kirche haben. Von Nr. 142 – 1.065 kannst Du im KKK vieles über den Glauben, das Glaubensbekenntnis etc. nachlesen.

Ich will dazu mit meinen Ausführungen nicht Eulen nach Athen tragen oder Wasser in die Donau schütten. Sie mögen Dir ein Anstoß sein, Dich selbst mit dem Glauben (allgemein und persönlich) auseinanderzusetzen, womöglich tiefer und konsequenter einzusteigen,

deutlicher Gottes Anruf zu vernehmen und ihm Deine persönliche Antwort zu geben.

An die Quellen gehen

Wenn Du mit der Formulierung im früheren Katechismus die Aussage im Hebräerbrief vergleichst, merkst Du sofort den Unterschied: *Glaube aber ist: Fest-stehen in dem, was man erhofft, Überzeugtsein von Dingen, die man nicht sieht. (Hebr 11,1)*

Da geht es um das persönliche Überzeugt-sein und um das Feststehen in der Hoffnung, also um wesentlich Tieferes als um ein allgemeines Fürwahrhalten.

Aber wie kommt man dazu?

Jesus beginnt nach Markus seine Verkündigung mit der Aufforderung zum neuen Bedenken und Umdenken (metanoein) und damit zum Erkennen der Wahrheit und Wirklichkeit, sowie zum vertrauenden Glauben (pisteuein) in die Gute Nachricht (euangelion), dass Gott die Welt so sehr liebt, dass er seinen Sohn für sie hingibt (*Mk 1,15 / Joh 3,16*) Das heißt also, man muss die Herausforderung annehmen und sich persönlich darauf einlassen, damit sich etwas Entscheidendes ereignen und man eine tiefe Erfahrung machen kann.

Es geschehe, wie du geglaubt hast!

Dass bereits auf bloß natürlicher Ebene tatsächlich meist in die Richtung etwas geschieht, in die unser Glaube tendiert, ist wohl allgemeine Alltagserfahrung.

Wenn man von vornherein davon überzeugt ist und daran glaubt, dass sich etwas gut entwickelt, etwas gut ausgeht oder gelingt, oder wenn man sich dazu durchringt daran zu glauben, dann eröffnet man damit viele positiven Prozesse, die alle dazu beitragen, dass es tatsächlich – oft sogar gegen das üblicher Weise zu Erwartende – zu einer guten Entwicklung, einem guten Ausgang und einem guten Gelingen kommt.

Die Kraft des positiven Denkens ist Dir bekannt. Allerdings geht es dabei nicht um Einbildungen, ein Umfunktionieren oder Manipulieren der Wirklichkeit, sondern um eine positive vertrauende Grundeinstellung und Sichtweise und das Mobilisieren der in und um

uns vorhandenen helfenden kreativen Gegebenheiten.

Dasselbe geschieht negativ gepolt selbstverständlich auch durch die Kraft des negativen Denkens, des Unglaubens und des Misstrauens. Dadurch werden die positiven Kräfte blockiert und die negativen aktiviert.

Wer davon überzeugt ist, dass aus etwas nichts wird, etwas nicht hilft, Bemühungen und Anstrengungen keinen Sinn haben, wird statt des Gelingens das Scheitern programmieren.

In beiden Fällen gilt: Es geschehe, wie du geglaubt hast! Oft gilt: Es wird geschehen, wie du geglaubt hast.

Johannes Bours hat vor Jahren ein gutes Buch geschrieben mit dem Titel „*Der Mensch wird des Weges geführt, den er wählt*“. Dies gilt im Besonderen auch für den bejahenden und verneinenden Glauben.

Wählt der Mensch den vertrauenden Glauben, begleiten ihn die guten Geister und Gottes Heiliger Geist. So hat es *Dietrich Bonhoeffer* erlebt, als er die Hinrichtung vor Augen den ergreifenden Text schrieb „*Von guten Mächten wunderbar geborgen erwarten wir getrost, was kommen mag...*“

Wählt der Mensch aber den gegenteiligen Weg des Misstrauens und der negativen Einstellung, so begleiten ihn die negativen Geister und „der Geist, der stets verneint“, wie Goethe ihn im *Faust* nannte.

Beides hat sich unzählige Male mit so vielen Menschen, mit denen ich zu tun hatte, immer wieder bestätigt.

Es zahlt sich aus, dass wir immer wieder darüber nachdenken, in welche Richtung unser Glaube zielt.

Oft habe ich erlebt, dass bei Menschen, die zum Gespräch kamen, Schwieriges und sogar unmöglich Scheinendes durch einen vertrauenden positiven Glauben möglich wurde, aber leider auch, dass ein negativer Glaube jede positive Entwicklung blockierte. Da steht jeder Arzt, Therapeut und Seelsorger an, solange jemand nicht bereit ist, diese negative Einstellung aufzugeben und das Wagnis des positiven Glaubens einzugehen.

Sich einlassen auf einen vertrauenden Glauben

Glaube ist bei Jesus stets mit einem Geschehen und mit Erfahrung verbunden: „*Geh, es soll geschehen, wie du geglaubt hast*“, sagt er zum Hauptmann von Kafarnaum (*Mt 8,13*) – und

dieser macht daraufhin die Erfahrung, dass sein vertrauender Glaube ein Geschehen ermöglicht, sein Diener wird zur selben Zeit gesund.

Das Wort „es geschehe“ ist uns bereits von der Verkündigungsszene her bekannt, bei der Maria zum Engel sagt: „*Mir geschehe, wie du es gesagt hast.*“ (Lk 1,38)

Der Handelnde, der ein Geschehen vollbringt, ist Gott. Des Menschen Beitrag besteht in seinem vertrauenden Glauben, dass Gott ihm nur gut ist, und in seiner Öffnung, dass Gottes Tun an ihm oder anderen geschehen kann. So betont Jesus zu seiner Umgebung in Bezug auf den heidnischen Hauptmann: „*Amen, das sage ich euch: Einen solchen Glauben habe ich in Israel noch bei niemand gefunden.*“ (Mt, 8,10) Verweigert der Mensch den vertrauenden Glauben und öffnet sich Gott gegenüber nicht, dann kommt es zu dem, was uns Markus vom Besuch Jesu in seiner Heimat erzählt: „*Und er konnte dort kein Wunder tun...*“ (Mk 6,5)

Die Zugehörigkeit zum auserwählten Volk (heute zur katholischen Kirche) und die Rechtgläubigkeit (heute katholische Glaubenslehre) helfen in diesem Fall nichts.

Zur Begebenheit mit dem heidnischen Hauptmann ergibt sich anhand anderer Ereignisse noch eine weitere Beobachtung:

Zur blutflüssigen Frau sagt Jesus: „*Meine Tochter, dein Glaube hat dir geholfen, geh in Frieden!*“ (Mk 5,34), nachdem sie gespürt hatte, dass sie geheilt war.

Zur heidnischen Frau in Tyrus, die sich in ihrem Vertrauen auch durch seine abweisende Haltung nicht irritieren und mit ihren Bitten nicht locker ließ, sagt er: „*Weil du das gesagt hast, sage ich dir: Geh nach Hause, der Dämon hat deine Tochter verlassen.*“ (Mk 7,29)

Für jene, die meinten, als Gottes auserwähltes Volk im Alleinbesitz des rechten Glaubens und der ungeteilten Zuneigung Gottes zu sein, war es kaum vorstellbar, dass sich Gott so verhalten könne. Die Apostelgeschichte berichtet uns bei der Vision des Apostels Petrus in Joppe, dass dieser sogar nach der langen Schule bei Jesus und den vielen Erfahrungen, die er dabei machen durfte, noch immer nicht begriffen hatte, wie Gott wirklich ist und worauf es ihm ankommt. Er brauchte dazu noch die eindruckliche Vision, gegen deren Aussage er sich zunächst noch vehement wehrte.

Sowohl der heidnische Hauptmann als auch die heidnische Syrophönizierin waren in der damaligen religiösen Vorstellung eindeutig Ungläubige und damit auch Unberechtigte, Anteil am dem auserwählten Volk zugesagten Heil zu beanspruchen, wie sich aus der Antwort Jesu an die Syrophönizierin ersehen lässt. Der Hauptmann, die blutflüssige Frau und die Syrophönizierin waren dazu nicht frei von bedenklischen oder falschen Vorstellungen. Das alles aber spielte für Jesus keine Rolle, es ging ihm letztlich um das Vertrauen, den vertrauenden Glauben in den bedingungslos liebenden Abba.

Karl Herbst bemerkt dazu: „*Solches Vertrauen - Im Grunde war es das Vertrauen zum Abba, das Jesus überall wecken wollte, denn dieses befreit die Menschen von ihren Ängsten und heilt sie. Weil aber Gottvertrauen nicht aus theoretischer Belehrung, sondern aus konkreten Erfahrungen wächst, war es notwendig, zunächst dem Menschen Jesus zu trauen, dass in ihm tatsächlich die Güte Gottes wirksam ist. Im offiziellen Israel hat er eine solche Offenheit der Herzen leider nicht gefunden, dagegen bei den kleinen Leuten, die in den Augen der Theologen als ungebildetes Volk, als sündig, als abergläubisch, ja als ungläubig galten. Abergläubisch mag jene blutflüssige Frau gewesen sein, die die Mantelquaste Jesu berührt hat (Mk 5,25ff). Ungläubig im jüdisch-theologischen Sinn waren sicher jener Geistesgestörte im Gerasenerland, jene Heidin in Syrophönizien, die ihn um die Heilung ihres Töchterchens bat, und dieser heidnische Hauptmann in Kafarnaum. Vielleicht war auch seine Erwartung, Jesus könne den Krankheitsgeistern so befehlen wie ein Offizier seinen Soldaten, nicht frei von Aberglauben. Aber Jesus hat in all diesen Fällen nicht zuerst die Rationalität und Rechtgläubigkeit hergestellt, sondern das spontane Vertrauen der Hilfesuchenden zu seiner Person als Brücke genommen und über diesen Kontakt die heilende Kraft Gottes fließen lassen. Erst hinterher, so bei dem Geheilten aus dem Gerasenerland, sprach er das klärende Wort: Gott ist es, der dir die Wohltat erwies, weil er sich deiner erbarmte. Ähnlich sollten seine Schüler verfahren: Heilt die Kranken in der Stadt, und (dann) sagt zu ihnen, dass die Herrschaft Gottes zu ihnen gekommen ist! (vgl. Lk 10,9) – Auch die Boten Jesu brauchen das Vertrauen der Leute.*“ (Was wollte Jesus selbst? Band II, Seite 51 f)

Es stimmt ganz eindeutig: Auch die Boten Jesu brauchen das Vertrauen der Leute! Darum sind Glaubens- und Vertrauenswürdigkeit so unersetzlich wichtig und wirken sich Glaubwürdigkeits- und Vertrauensverlust gerade bei jenen so katastrophal aus, die von ihrer Berufung und ihrem Amt her das Vertrauen rechtfertigen müssten. Die Person des Boten ist fast immer für die Menschen Brücke oder Barriere Gott gegenüber, sie ermutigt und eröffnet oder enttäuscht und verschließt.

Man erlangt Glaubwürdigkeit und Vertrauen allerdings nicht zuerst durch die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche und katholischer Rechtgläubigkeit, so richtig und wichtig dies auch sein mag, auch nicht durch ein Amt in der Kirche, sondern durch Charakter und Lebenspraxis.

Wer glaubt, zittert nicht

Glaube löst bei Jesus Angst und Furcht auf oder lässt sie von vornherein gar nicht entstehen. Jesus schläft seelenruhig während des Sturmes im Boot, bis seine angsterfüllten Jünger ihn wecken und er sie einfach fragt: „Wo ist euer Glaube?“ (Lk 8,25)

So eine Frage! Eine unverständliche Zumutung oder doch nicht? Sie können das Verhalten Jesu nicht verstehen, weil sie trotz aller Erfahrungen mit ihm sein Leben im „leichten Sinn“ noch nicht erfasst haben. Dieser „leichte Sinn“ ist die logische Konsequenz seiner innigen, auf vollem Vertrauen beruhenden Verbindung mit Gott, den er als seinen bedingungslos liebenden Abba kennt.

Alles kann, wer glaubt

Vertrauender Glaube ist immer eine Ermöglichung, auch zu unmöglich Scheinendem. So antwortet Jesus dem Vater des besessenen Buben, dem die Jünger nicht helfen konnten und der ihn mit den Worten bittet: „Doch wenn du kannst, hilf uns; hab Mitleid mit uns!“ „Wenn du kannst? Alles kann, wer glaubt!“ (Mk 9, 22f)

Durch die Erfahrungen mit Jesus merken die Jünger immer mehr, dass der vertrauende Glaube eine wirkmächtige Kraft ist, so bitten sie Jesus: „Stärke unseren Glauben!“ und er antwortet: „Wenn euer Glaube auch nur so groß wäre wie ein Senfkorn, würdet ihr zu dem Maulbeerbaum hier sagen: Heb dich samt deinen Wurzeln aus dem Boden, und ver-

pflanze dich ins Meer!, und er würde euch gehorchen.“ (Lk 17,5f)

Alles wirkliche Leben entstammt der Begegnung und Beziehung

Glaube ist bei Jesus immer mit Beziehung verbunden, es geht zuerst nicht darum, etwas oder an etwas zu glauben, sondern der Person (Gott, Jesus) volles Vertrauen zu schenken, an sie zu glauben, sich ihr anzuvertrauen und ihr ein entsprechend gutes Handeln zuzutrauen.

Bei der Heilung des Blindgeborenen ergibt sich anfangs noch keine persönliche Beziehung zu Jesus, aber die Heilungserfahrung bildet bereits eine unleugbare Tatsache, auf der Beziehung wachsen kann. Eines steht für ihn dadurch schon fest – die klare Erkenntnis, dass die „Rechtgläubigen“ mit ihrer Sicht und ihrem Urteil über den Heilenden nicht Recht haben können. Er verteidigt ihn und nimmt dafür Angriffe, Beschuldigungen und Demütigungen und zuletzt noch den Ausschluss aus der Glaubensgemeinschaft in Kauf.

Bei einer zufälligen späteren Begegnung fragt ihn Jesus: „Glaubst du an den Menschensohn?“ (Joh 9,35) Auf die Frage des Geheilten, wer denn dieser Menschensohn sei, kommt es durch das Selbsteignis Jesu zu einer neuen Beziehung zu ihm und damit zu Glaube und Bekenntnis. (vgl. Joh 9,1-41)

In aller Deutlichkeit und in feierlicher Form bekräftigt Jesus in den Abschiedsreden bei Johannes die Tatsache, dass Glaube in erster Linie lebendige Beziehung ist und dass durch diese Beziehung sowohl die Erhörung des Gebetes, als auch das kraftvolle Handeln und die Verherrlichung Gottes kommen: „Amen, amen, ich sage euch: Wer an mich glaubt, wird die Werke, die ich vollbringe, auch vollbringen, und er wird noch größere vollbringen, denn ich gehe zum Vater. Alles, um was ihr in meinem Namen bittet, werde ich tun, damit der Vater im Sohn verherrlicht wird.“ (Joh 14,12f)

Die Apostelgeschichte berichtet gleich zu Beginn vom Glauben, der aus der persönlichen Beziehung zu Jesus kommt und wiederum persönliche Beziehung stiftet: „Und alle, die gläubig geworden waren, bildeten eine Gemeinschaft und hatten alles gemeinsam.“ (Apg 2,44)

Die Beziehung zu Jesus Christus bringt Neues auch in den menschlichen Beziehungen

hervor: „*Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid ‚einer‘ in Christus Jesus.*“ (Gal. 3,28)

Christsein ist Gebundensein an die Person Jesu

Bekehrung zu einem Leben als Christ erfolgt nicht als Hingabe zu einer Lehre, sondern zur Person Jesu, indem Jesus als Herr, also als der maßgeblich Bestimmende und Orientierung Gebende angenommen wird.

So heißt es in der Apostelgeschichte: „*Viele wurden gläubig und bekehrten sich zum Herrn.*“ (Apg 11,21)

Und Paulus schreibt an die Gemeinde der Kolosser: „*Ihr habt Christus Jesus als Herrn angenommen. Darum lebt auch in ihm! Bleibt in ihm verwurzelt und auf ihn gegründet...*“ (Kol 2,6f)

Für Paulus war es eine Selbstverständlichkeit, dass man nur so Christ werden und sein kann. Leider hat man das später vergessen und legte zu viel Gewicht auf die Sakramentalisierung, also auf die Taufe. Aber damit war oft nicht eindeutig auch eine Unterstellung unter die Herrschaft Jesu verbunden, was ein Blick etwa auf die lange übliche Praxis in der Missionierung zeigt, wo der Taufe des Stammeshäuptlings dann auch dessen Untertanen folgten, aber weder sie noch der Fürst deshalb ein wirklich christliches Leben begannen. Hätte man das getan, wäre die europäische Geschichte völlig anders verlaufen.

Ein Baby kann bei der Taufe von vornherein Jesus nicht als Herrn annehmen und Eltern und Paten können weder stellvertretend Glaubensbekenntnisse und Versprechungen abgeben noch stellvertretend glauben. Glaube an, sowie Bekenntnis zu Christus und Leben als Christ sind ausnahmslos nur persönlich möglich.

Weil man das zu wenig oder gar nicht beachtet und sich sogar der Illusion eines im christlichen Milieu von selbst nachwachsenden Glaubens hingegeben hat, haben wir als katastrophale Konsequenz vor allem in Europa eine „Christenheit“, die vorwiegend aus getauften Ungläubigen besteht.

Ein grundlegendes Geschehen beim Glauben ist die Geisterfüllung. Ohne sie gibt es letztlich keinen christlichen Glauben. So fragt Paulus in Ephesus etliche Jünger, von denen er nicht

weiß, wessen Jünger sie sind, ganz spontan: „*Habt ihr den Heiligen Geist empfangen, als ihr gläubig wurdet?*“ (Apg. 19,2).

Nachdem sie nicht einmal wissen, wer der Heilige Geist ist, besteht für Paulus absolut kein Zweifel mehr, dass es sich um keine Jünger Jesu handeln kann. Paulus weist sie daher auf Jesus hin. „*Als sie das hörten, ließen sie sich auf den Namen Jesu, des Herrn, taufen. Paulus legte ihnen die Hände auf, und der Heilige Geist kam auf sie herab; sie redeten in Zungen und weissagten.*“ (Apg. 19, 5-7)

Paulus und Silas sagen in Philippi nach dem Erdbeben zum verängstigten Gefängniswärter auf seine Frage, was er denn nun tun müsse, um gerettet zu werden: „*Glaube an Jesus, den Herrn, und du wirst gerettet werden, du und dein Haus.*“ (Apg 16,31)

Rettung und Heil werden ermöglicht durch den persönlichen Glauben an Jesus Christus.

Im Römerbrief entfaltet Paulus eine lange Unterweisung, dass die Rettung nicht aus einer peniblen Gesetzeserfüllung, sondern aus dem Glauben an Jesus Christus kommt.

An die Galater, die sich von Gesetzestreuen aus dem Umfeld des Jakobus wieder durcheinander bringen hatten lassen, schreibt er: „*Wir aber erwarten die erhoffte Gerechtigkeit kraft des Geistes und aufgrund des Glaubens. Denn in Christus Jesus kommt es nicht darauf an, beschnitten oder unbeschnitten zu sein, sondern darauf, den Glauben zu haben, der in der Liebe wirksam ist.*“ (Gal 5,5f)

Dieser Glaube ist nicht menschlich machbar. Der Beginnende, Rufende und Schenkende ist Gott, der Mensch muss aber darauf einsteigen: „*Denn aus Gnade seid ihr durch den Glauben gerettet, nicht aus eigener Kraft – Gott hat es geschenkt – nicht aufgrund eurer Werke...*“ (Eph 2,8f)

Im Philipperbrief beschwört Paulus die Gemeinde, im Glauben standhaft zu bleiben und schreibt ihnen offen seine tiefste Sehnsucht: „*Nicht meine eigene Gerechtigkeit suche ich, die aus dem Gesetz hervorgeht, sondern jene, die durch den Glauben an Christus kommt, die Gerechtigkeit, die Gott aufgrund des Glaubens schenkt. Christus will ich erkennen und die Macht seiner Auferstehung und die Gemeinschaft mit seinem Leiden...*“ (Phil. 3,9f)

Dem Glauben, der wirklich im christlichen Sinn Glaube ist, gilt die Verheißung im ersten Johannesbrief: „*Wer sonst besiegt die Welt, außer dem, der glaubt, dass Jesus der Sohn Gottes ist?*“ (1 Joh 5,5)

Ist es da nicht selbstverständlich, dass dieser Glaube unter allen Umständen zu leben und zu verkünden ist? Nicht als Zwangsbeglückung, sondern als die kostbarste Gabe, die einem Menschen zuteil werden kann.

So wird Timotheus nicht zufällig aufgefordert: „*Ich beschwöre dich bei Gott und bei Jesus Christus, dem kommenden Richter der Lebenden und der Toten, bei seinem Erscheinen und bei seinem Reich: Verkünde das Wort, tritt dafür ein, ob man es hören will oder nicht; weise zurecht, tadle, ermahne, in unermüdlicher und geduldiger Belehrung..., sei in allem nüchtern, ertrage das Leiden, verkünde das Evangelium, erfülle treu deinen Dienst!*“ (2 Tim 4, 2-5)

Nachdem Glaube in erster Linie aus der persönlichen Beziehung kommt, ist Glaube bei Paulus logischerweise vor allem im Herzen grundgelegt und erfüllt sich im Bekenntnis: „*Wer mit dem Herzen glaubt und mit dem Munde bekennt, wird Gerechtigkeit und Heil erlangen.*“ (Röm 10.10)

Der Glaube bedarf eines offenen und empfänglichen Herzens, er gestaltet dann dieses Herz immer mehr zu einem sich in Liebe hingebenden. Einem Menschen mit einem vom Glauben gestalteten Herzen werden weder die Kirche noch die Welt gleichgültig sein. Er wird selbstverständlich in der Kirche mitmachen und in der Welt mitmischen. Beides war von Anfang an für Christen selbstverständlich.

Hefe im Teig, Salz in der Suppe, Licht im Dunkel

Glaube ist wohl eine persönliche Entscheidung, aber keine unverbindliche Privatsache.

Glaube im Sinn biblischer Offenbarung ist seinem Wesen nach verbindlich und für das Ganze des menschlichen Lebens wirksam und verändernd.

Bereits die Propheten im Alten Bund wiesen unentwegt darauf hin, dass der Glaube an Jahwe keinesfalls eine Beliebigkeit darstellt, sondern sich durch die von Gott bewirkte Herzensveränderung (vgl. Ez 11,19f) sowohl

im religiösen Dienst in der Glaubensgemeinschaft wie im weltlichen Dienst im eigenen Volk und darüber hinaus auswirken muss. Jesu Lebensbeispiel und Verkündigung weisen in dieselbe Richtung.

Glaube ist nach der Schrift keine rein spirituelle Angelegenheit des Einzelnen, sondern immer eingebunden in die Glaubensgemeinschaft, bezogen auf das Volk Israel im AT und auf die Kirche im NT, und das Mittun und Mitgestalten in dieser Gemeinschaft.

Ebenso ist der Glaube immer auch auf die Welt bezogen. Er ist die Grundlage für die Gestaltung der Welt im Sinne des Schöpfers. Die Glaubenden sind durch den ausdrücklichen Auftrag Jesu immer in die Welt hinein Gesandte, die dort mitmischen und die Welt je nach ihrer Berufung und ihren Möglichkeiten gestalten sollen.

Freilich hat es immer auch andere Sichtweisen mit den entsprechenden Folgen gegeben.

Es war und ist Aufgabe des unentbehrlichen prophetischen Dienstes, Fehlentwicklungen, Einseitigkeiten und dergleichen aufzudecken und Umkehr zu verlangen – so wie Johannes der Täufer und Jesus es auch gemacht haben.

Jeder Mensch neigt dazu, sich „seinen Glauben“ selbst zurechtzuzimmern und religiöse Institutionen sind besonders dafür anfällig, das zu tun, was Jesus den religiös Tonangebenden seiner Zeit ankreidete: „*Ihr gebt Gottes Gebot preis und haltet euch an die Überlieferung von Menschen.*“ (Mk 7,8)

Daran hat sich bis heute nichts geändert.

Weder Einzelne, die sich einen bequemen „Glauben“ zurechtgelegt haben, der möglichst wenig von ihnen verlangt, noch Institutionen, die ihre eigenen Interessen verfolgen, haben eine Freude mit den störenden Propheten. So lange es geht, ignoriert man sie. Wenn das nicht mehr geht, bringt man sie zum Schweigen. Dafür gibt es in der Geschichte Israels und der Kirche unzählige Beispiele.

Jesu eigenes Handeln ist eindeutig ein religiöses Handeln innerhalb seiner Glaubensgemeinschaft, dem Volk Israel, aber ebenso ein die Welt beeinflussendes Handeln. Man hat ihn schließlich wegen beidem angefeindet, angeklagt und beseitigt. Sein Auftrag an seine Jüngerinnen und Jünger verlangt eindeutig beides.

Die an ihn Glaubenden sollen seine Zeugen sein innerhalb der Glaubensgemeinschaft und in der Welt.

Der mit ihm erfolgte Anbruch der Gottes-herrschaft ermöglicht in einem fortschreiten- den Prozess den neuen vom Geist Gottes erfüllten und geformten Menschen und durch diesen eine neue Welt.

Jesus hat Glaube nie weder als Privatsache noch als etwas gesehen, was man unabhängig von der Glaubensgemeinschaft und der Welt leben könnte. Er sandte seine Jünger und Jüngerinnen als Salz, Licht und Sauerteig in die Welt, damit diese durch sie umgestaltet werde. (vgl. Mt 5,13-16; 13,33)

Der Auftrag Jesu ist ohne das Mitmachen in der Kirche und das Mitmischen in der Welt durch alle an ihn Glaubenden nicht durch- führbar.

Die Macht des Umfeldes und der Gewohnheit

Die Macht des Umfeldes zeigt sich leider bereits in der Schrift. Sie verkürzt das Ermög- lichen neuer Sicht- und Handlungsweisen durch Jesus in manchem wieder in das gesell- schaftlich und religiös Gewohnte. Man verzichtet teilweise auf den neuen Wein, weil er zu viele Herausforderungen mit sich bringt, und kann den alten Wein in den alten Schläuchen des Gewohnten nicht loslassen.

Jesus nennt sich „der Weg“ und die Christen nennt man anfangs die „Anhänger des (neuen) Weges“, aber die Macht des Umfeldes führt oft rasch wieder auf die ausgefahrenen alten Wege zurück.

Trotz der behindernden Macht des Umfeldes und der bestehenden Gewohnheiten, aller Hindernisse, Bedenken und Ängste ist man in den Anfangszeiten der Kirche wenigstens zu einem guten Teil den Weg der Beteiligung aller Gemeindeglieder je nach ihren Charismen und Möglichkeiten weiterge- gangen, aber nicht lange, denn bald kam es durch das Entstehen des Klerus zu einer verhängnisvollen Zweiteilung der Kirche.

Die Kleriker verstanden sich immer mehr als die eigentliche Kirche, was automatisch dazu führte, dass der Klerus viele Aufgaben und Dienste für sich vereinnahmte, die Laien aber abwertete und ausgrenzte. Deren eigen- verantwortliches und konstruktives Mit- machen in der Kirche war daher weder gefragt

noch geduldet, sehr wohl aber hat man sie für vieles benützt und ausgenützt.

Ihr Mitmischen in der Welt versuchte man durch die ab Konstantin fortschreitende „Ehe“ von Thron und Altar ebenso den Vorgaben des Klerus zu unterwerfen. Wenn man sich anschaut, wie bis herauf zum Vat.II die Hierarchie Laienorganisationen gänzelte, kann man kaum noch etwas von den Vorstellungen und dem Handeln eines Paulus in seinen Gemeinden entdecken.

Bereits *Papst Clemens I.* schreibt um das Jahr 95 in seinem Brief an die Korinther u.a. hinsichtlich der Sitzordnung beim Gottes- dienst, dass sich die „*Ungeachteten gegen die Geachteten*“ und die „*Unangesehenen gegen die Angesehenen*“ (Laien gegen Kleriker) erhoben hätten.

Im Mittelalter ist man bereits überzeugt: „*Nichts anderes wird als Kirche bezeichnet als die Kleriker*“ (*summa parisiensis*, 12. Jhd.) und Papst *Bonifaz VIII.* versteigt sich (als Stellvertreter Christi!) 1296 schließlich zur Behauptung, Laien seien seit jeher die Feinde der Kleriker. So arg ist es nach ihm doch meist nicht weitergegangen, aber wie wenig Laien in der Kirche tatsächlich mitzureden hatten (und heute noch haben), ist hinlänglich bekannt.

In früheren Rundbriefen habe ich bereits erwähnt, wie sich diese Jesus und seinem Auftrag völlig widersprechende Entwicklung auf allen Ebenen der Kirche ausgewirkt hat, besonders deutlich sichtbar etwa in der Liturgie und im mit ihr zusammenhängenden Kirchenbau.

Als besonders deutliches Beispiel nannte ich u.a. die Kirche des Kartäuserklosters Mira- flores in Burgos: Der schmucklose hinterste Teil der Kirche ist für die Laien bestimmt. Eine hohe ebenso schmucklose Mauer trennt als Lettner mit nur einer Tür in der Mitte vom nächsten Teil ab, sodass die Laien so viel wie nichts von der Eucharistiefeyer im Presby- terium mitbekommen konnten.

Im zweiten bereits künstlerisch etwas ver- schönerten Teil durften sich die Ordensbrüder aufhalten, vom Presbyterium abgetrennt durch einen weiteren gemauerten Lettner mit nur einer Tür in der Mitte. Auch sie hatten außer durch die Tür keinen Sichtkontakt zur liturgischen Feier im Presbyterium.

Tritt man durch die Tür ins Presbyterium, ist man von all dem dort anzutreffenden Prunk

wie erschlagen. Hier sind dann die Priester unter sich. Da feiern sie Eucharistie. Es schaut wieder ähnlich aus wie vor dem Tempel in Jerusalem mit den Schranken, die jeweils die nicht überschreitbare Ausgrenzung bestimmter Gruppen vom Heiligtum darstellten.

Ist es da falsch oder böse, wenn man sich fragt, wie viel so etwas noch mit der Vorstellung Jesu von eucharistischer Feier und Gemeinschaft, in der alle ausnahmslos als Brüder und Schwestern unter ihm als einzigen Meister leben und gemeinsam am Brotbrechen teilnehmen sollten, und auch mit der Praxis der Urkirche zu tun hat?

Wenn man sich die kirchengeschichtliche Entwicklung anschaut, dann kann man sehr gut verstehen, warum das Vat. II einerseits unter den gegebenen Voraussetzungen als kaum zu erwartende Sensation zu werten ist, andererseits aber bei weitem nicht zu dem geführt hat, wie die Kirche Jesu heute aussehen sollte.

Der Anfang September verstorbene Mailänder Kardinal *Carlo Maria Martini* sagte in seinem letzten Interview kurz vor seinem Tod: „*Die Kirche ist 200 Jahre lang stehen geblieben. Warum bewegt sie sich nicht? Haben wir Angst? Angst statt Mut? Wo doch der Glaube das Fundament der Kirche ist.*“ (*Die Presse*, 8.9.2012)

Es wird verständlich, warum es vor und während des Konzils so viele Versuche gegeben hat, den Status quo zu erhalten und warum sich nach dem Konzil bald wieder die beharrenden Elemente verstärkt durchsetzten. Dazu aber mehr in anderen Kapiteln.

Das am 11. Oktober von Papst Benedikt XVI. ausgerufenen Jahr des Glaubens zum Gedenken an die vor 50 Jahren am 11. Oktober 1962 erfolgte Eröffnung des II. Vatikanischen Konzils soll uns erst einmal zu einer intensiveren Beschäftigung mit dem führen, was christlicher Glaube bedeutet.

Wird diese intensive Auseinandersetzung bei der Institution dazu führen, dass man endlich die Einstellung des Paulus umsetzt, die er an die Gemeinde in Korinth schrieb? „*Wir wollen ja nicht Herren über euren Glauben sein, sondern wir sind Helfer zu eurer Freude.*“ (2 Kor 1,24)

Wird man vom Diktieren, was zu glauben ist, sich dazu aufrufen, ernst zu nehmen, was in der Offenbarung des Johannes steht? „*Wer Ohren hat, der höre, was der Geist zu den Gemeinden sagt.*“ (*Offbg.* 2,7) Der Geist

spricht nämlich auch heute direkt zu den Gemeinden, nicht bloß auf dem Umweg über die Hierarchie.

Wird „Seine Heiligkeit“, der „Heilige Vater“ dann vom „Heiligen Stuhl“ auf die ebene Erde herabsteigen, sich zu einer ganzheitlichen statt einer ausgesuchten Orientierung an Jesus bekehren und als Bruder Papst das tun, was Jesus zu Petrus sagte? „*Und wenn du dich wieder bekehrt hast, dann stärke deine Brüder.*“ (*Lk* 22,32)

Wird aus einer dogmatisch und institutionell festgefahrenen Standpunktgemeinschaft wieder eine für die aktuellen Aufgaben der Zeit, die Anliegen der Menschen und die Führung des Geistes offene Weggemeinschaft? Werden die „Gläubigen“ entdecken, dass Christsein wesentlich mehr ist, als Vollzug von Riten und Pflege von Brauchtum?

Werden sie offen sein für ganz neue Glaubenserfahrung?

Werden eine neue tiefe Freude am Glauben und das Feuer der Begeisterung entfacht?

Legen wir Kleinmut und Angst ab!

Räumen wir die Asche weg!

Hoffen, vertrauen und glauben wir!

Beten wir intensiv darum, dass das Feuer des Geistes die Glut von neuem entfacht!

Zum Schluss nochmals ein paar Sätze aus dem letzten Interview von Kardinal *Carlo Maria Martini*: „*Pater Karl Rahner gebrauchte gerne das Bild von der Glut, die unter Asche zu finden ist. Ich sehe so viel Asche, die in der Kirche über der Glut liegt, dass mich manchmal Hoffnungslosigkeit bedrängt. Wie können wir die Glut von der Asche befreien, sodass die Liebe wieder zu brennen beginnt? Als Erstes müssen wir die Glut aufspüren. Wo sind einzelne Menschen, die hilfreich sind wie der barmherzige Samariter? Die Vertrauen haben wie der heidnische Hauptmann? Die begeistert sind wie Johannes der Täufer? Die treu sind wie Maria von Magdala? Ich empfehle dem Papst und den Bischöfen, in ihre Leitungsgremien zwölf ungewöhnliche Menschen aufzunehmen. Menschen, die bei den Ärmsten sind, Jugendliche um sich haben und Experimente machen. Es braucht die faire Auseinandersetzung mit Menschen, die brennen, damit der Geist wehen kann.*“

Es braucht Dich, mich, uns alle!

Auf „die da oben“ brauchen wir nicht zu warten.

Du fragst: „Was kann ich kleiner Wicht in der Kirche und in der Welt von heute schon tun? Sehr viel!

Es gilt das Wort eines Freundes: „*Du hast mehr Möglichkeiten, als du denkst, ganz zu schweigen von den Möglichkeiten Gottes mit dir!*“

Zum Entfachen von Feuer benötigt man keinen großen Öltank, es genügt ein einziges Zündholz.

Zum Entfachen von Freude genügt oft ein Lächeln...

Sagte nicht Jesus, unser Bruder und Meister: „*Wenn euer Glaube bloß so groß ist wie ein Senfkorn, dann...*“

Die persönliche Glaubensgeschichte

Viele, leider gerade oft jene, die sich für besonders religiös und kirchentreu halten, sind davon überzeugt, dass sie ohnehin „ihren Glauben haben“ wie einen unveränderlichen Besitz und dass sie sich darum keinerlei Gedanken über dessen Entstehen und Entwicklung machen brauchen.

Sie vergessen oder verdrängen dabei aber ihre persönliche Glaubensgeschichte.

So wie unser Leben selbst und alles im Leben hat aber auch der Glaube eines jeden Menschen eine ganz persönliche Entwicklung hinter sich und vor sich.

Es gilt auch für den Glauben, was *Pierre Stutz* vom Leben sagt: „*Verabschiede dich täglich von der einseitigen Vorstellung das Leben im Griff zu haben: Es ist ewig im Fluss.*“

Wir haben weder das Leben noch den Glauben im Griff.

Der gegenwärtige Standpunkt war nicht immer vorhanden und wird auch nicht genau so bleiben.

Niemand ist als Glaubender oder Nichtglaubender auf die Welt gekommen. Alles hat einmal angefangen und hat sich in die eine oder andere Richtung weiterentwickelt.

Dabei ist gleich zu Beginn unserer Überlegungen zu beachten, dass es später im Leben keine generell Nichtglaubenden gibt, sondern nur so oder anders Glaubende, denn auch ein „Ungläubiger“ glaubt. Er glaubt nicht so wie ein einer bestimmten Religion oder religiösen Überzeugung angehörender „Gläubiger“, aber auch seine Überzeugung ist ein Glaube.

Überzeugungen hinsichtlich der jenseitigen Welt stellen kein naturwissenschaftlich beweisbares Wissen dar, sondern sind ein Glaube.

Ein an Gott Glaubender glaubt, dass es Gott gibt, ein Atheist glaubt, dass es ihn nicht gibt.

Beide glauben. Der Glaubende kann naturwissenschaftlich die Existenz Gottes nicht beweisen, denn Gott ist und bleibt der ganz

Andere, den Menschen unendlich Übersteigende, der sich dem Zugriff menschlichen Denkens entzieht.

Der Atheist kann sie ebenso wenig auf dieser Ebene verneinen, denn auch ihm entzieht sich Gott.

Ein vom Menschen in seinem Wesen erkennbarer, durchschaubarer und beweisbarer Gott wäre nicht Gott. Der wäre tatsächlich nur eine Produktion aus den Fähigkeiten des menschlichen Gehirns.

Jeder Mensch wird in eine Umgebung hineingeboren, wächst in ihr auf, lebt in ihr, wird von ihr beeinflusst und beeinflusst sie.

Jeder Mensch hat seine einmalige, unverwechselbare Lebensgeschichte und daher auch seine ebenso einmalige und unverwechselbare Glaubensgeschichte.

Dass ein Mensch gerade so und nicht anders glaubt, dass sich sein Glaube so und nicht anders entwickelt hat, hat viele Ursachen.

Es ist für unser Selbstverständnis, für unseren Glauben und das Leben aus einem bestimmten Glauben sehr wichtig, dass wir unsere persönliche Glaubensgeschichte und die konkreten Ursachen für die Entwicklungen, die wir hinsichtlich unseres Glaubens durchgemacht haben, möglichst gründlich kennen lernen.

Das bloße Nachdenken darüber ist zu wenig. Da bekommt man keinen Zusammenhang und somit auch keinen Durchblick.

Es ist sehr hilfreich, sich den bewusst werdenden Glaubensweg aufzuschreiben oder / und ihn zu zeichnen. Dabei geht einem vieles erst auf, was bisher kaum oder gar nicht beachtet wurde.

In der geistlichen Begleitung habe ich so manche ihren Glaubensweg zeichnen lassen und habe damit sehr gute Erfahrungen gemacht.

Dieses Sichtbarmachen des beschränkten Glaubensweges lässt uns auch erkennen, wann, wie und warum sich unser Glaube zu einem bestimmten Zeitpunkt erweitert und vertieft und / oder verengt und verflacht hat. Oder auch wann und wo wir an Weggabelungen angelangt sind und warum wir den Weg gerade in diese Richtung und nicht in die andere fortgesetzt haben.

Man geht dabei vor wie bei einem Pilgerweg, bei dem man sich erinnert, was man auf ihm bereits alles erlebt und was dieses Erleben ausgelöst hat.

So können wir Fehlentwicklungen erkennen und die nötige Korrektur (Umkehr) einleiten, vergessene und verloren gegangene gute Ansätze wieder aufnehmen und uns für den Weiterweg neu orientieren.

Will man in der Familie einander auf dem Gebiet des Glaubens besser verstehen, richtiger miteinander umgehen und einen gemeinsamen Glaubensweg suchen, kommt man nicht darum herum, sich zuerst für sich selbst, dann aber auch gemeinsam mit den jeweiligen Entwicklungen des Glaubens zu beschäftigen. Jeder Glaube spielt in den persönlichen Beziehungen eine wesentliche Rolle.

Er kann zutiefst miteinander verbinden, aber ebenso einander entfremden und Beziehungen zerstören.

Wie und was ein Mensch glaubt, ist wohl seine persönliche Überzeugung und sein persönlich zu verantwortendes Handeln, aber deshalb durchaus keine „Privatsache“, wie man behauptet.

Der persönliche Glaube hat immer einen mehr oder weniger großen Einfluss auf andere und wird von anderen beeinflusst.

Es gibt kein in jeder Hinsicht einflussfreies Handeln und somit auch keine völlig einflussfreie Erziehung. Nichts von dem, wie etwa Eltern mit ihren Kindern umgehen, was sie ihnen vorleben und vermitteln, ist wertfrei, glaubensfrei, völlig neutral. Alles beruht bereits auf vorausgehenden Einflüssen und beeinflusst wieder.

Es ist sicher richtig, wenn sich Eltern jeder vergewaltigenden Einflussnahme enthalten, den Kindern nicht ihre Sichtweisen aufzwingen und sie nicht dazu manipulieren, den elterlichen Wünschen und Erwartungen zu entsprechen.

Es ist ebenso richtig, wenn sie ihren Einfluss dazu nützen, ihre Kinder zum eigenständigen

Denken und eigenverantwortlichen Handeln zu anzuleiten, damit ihre Kinder später dazu fähig sind, sich als Heranwachsende und Erwachsene selbstständig für oder gegen etwas, auch für oder gegen einen bestimmten Glauben entscheiden zu können.

Es ist aber eine Illusion zu meinen, dies ginge mit dem Verzicht auf jede Einflussnahme.

Eine spätere freie Entscheidung für oder gegen etwas setzt als unverzichtbar die vorausgehende entsprechende Information und Begegnung voraus.

Jede Information und Begegnung ist aber bereits eine Einflussnahme. Eine vollständige Freiheit von Beeinflussung wäre nicht einmal erreichbar durch den Verzicht auf jede Information und Begegnung, denn auch das Nichtstun ist eine Beeinflussung.

Das Verschweigen beeinflusst ebenso wie das Reden, nur eben anders.

Genau genommen gibt es keine glaubensfreie, auch keine religiös glaubensfreie Erziehung, weil vieles gar nicht auf der Ebene des Wissens vermittelt werden kann, sondern auf der Ebene des Glaubens vermittelt wird.

Wenn Eltern dennoch ihr Kind religiös glaubensfrei erziehen wollen, legen sie damit nicht den Grund für eine spätere freie Entscheidung für oder gegen einen bestimmten Glauben, sondern erschweren diese, weil das Kind weder den Wert eines auf den Glauben aufbauenden Lebens noch dessen Herausforderungen je kennen lernen konnte.

Wie soll man sich für oder gegen etwas entscheiden, was einem nie erschlossen wurde? Das, was einem nie vorgelegt und nie vorgelebt wurde, womit man sich nie beschäftigt hat, was man nicht kennt und wovon man also keine Ahnung hat, weil auch jede konkrete positive oder negative Erfahrung verhindert wurde, kann man vernünftigerweise weder bejahen noch verneinen.

Eine freie Entscheidung erfordert eine möglichst gute Kenntnis und womöglich ein bereits stattgefundenes Erleben.

Nicht zufällig veranstalten Betriebe Schnuppertage für Schüler/innen.

Ebenso sagte Jesus nicht zufällig zu den beiden Jüngern, die Johannes der Täufer auf ihn aufmerksam machte und die ihm nachgingen, auf ihre Frage, wo er wohne: „*Kommt und seht!*“ (Joh 1,38)

Sie gingen mit, blieben einen Tag bei ihm, hörten ihm zu, erlebten ihn.

Aufgrund dieses Erlebens führte Andreas, einer der beiden, seinen Bruder Simon zu Jesus. Dann erlebte Philippus Jesus, traf Nathanael und sagte zum ihm auf seine Zweifel hin ebenso: „*Komm und sieh!*“ (Joh 1,46) Er erlebte Jesus und war begeistert...

Jede Glaubensgeschichte hat einmal damit begonnen, dass man auf irgendeine Weise mit Glaubenden und Glaubensinhalten in Kontakt gekommen ist.

Jede Glaubensgeschichte ist mehr oder weniger ein Sich-Einlassen auf ein Wagnis.

Es gilt auch für die Glaubensgeschichte, was Kaspar Villiger sagte: „*Nicht alles, was*

riskiert wird, gelingt; aber alles, was gelingt, wurde einmal riskiert.“

Die Glaubensgeschichte ist immer auch eine sich nach und nach entwickelnde Lebensgeschichte, in der das Meiste weder vorhersehbar noch berechenbar ist. Man muss, um dem Leben zu dienen, ständig etwas loslassen und sich auf Neues einlassen.

Pierre Stutz hat das – wie vorhin bereits angeführt – auf den Punkt gebracht: „*Verabschiede dich täglich von deinen einseitigen Vorstellungen, das Leben im Griff zu haben. Es ist ewig im Fluss.*“

Tradition und Vision

Bei der Reise durch Südschweden im vergangenen Sommer kamen wir auch in der Region Småland durch das „Glasreich“ mit den weltberühmten schwedischen Glashütten.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts brachte der Niedergang der småländischen Eisenhütten wegen der idealen Voraussetzungen den Aufschwung der Glashütten: riesige Wälder lieferten das Holz für die Öfen, die Flüsse die Wasserkraft für die Schleifereien, die arbeitslosen Hüttenarbeiter stellten die Arbeitskräfte. Während der Blütezeit gab es 77 Glashütten in Schweden, über die Hälfte davon in Småland. Heute bestehen noch 15 Hütten.

Weltweit sind inzwischen die Kunstwerke aus Glas zu bewundern, die dort entstehen.

Jedes erzeugte Stück ist ein Unikat.

Der Erfolg beruht auf der Überzeugung, dass es auf die Zeichen der Zeit zu achten, sowie Tradition mit Visionen zu verbinden gilt, und

dem unermüdlichen Einsatz, dieses Ziel zu erreichen.

Wäre das nicht auch der zu gehende Weg für die Kirche?

Die Erfahrungen aus der reichen Tradition beachten, den spirituellen Schatz so ins Heute einbringen, ihn so für die neuen Fragen und Bedürfnisse verheutigen, dass er die Menschen in ihren heutigen Anliegen trifft.

Dazu ist es nötig, ganzheitlich wahrzunehmen, was die Menschen heute bewegt, wie es das Vat. II gewollt und in der Konstitution „*Gaudium et spes*“ darzulegen versucht hat: Die Zeichen der Zeit wahrnehmen, die Entwicklungen ernst nehmen und darauf eingehen. Daraus neue Visionen entwickeln und diese dann konsequent umsetzen.

Das ist eine stets neue Herausforderung an jede und jeden von uns, nicht nur an die hauptamtlich in der Kirche Tätigen oder an die Kirchenleitung.

Lehre und Leben unterscheiden

Ali Aghar Engineer in Mumbai in Indien ist eine Art muslimischer „Befreiungstheologe“.

Er engagiert sich für eine Kultur des Friedens und der Gewaltlosigkeit, wie dies auch der Hindu Mahatma Gandhi praktiziert hat.

In einem Zeitungsartikel habe ich folgende Aussage von ihm gelesen: „*Als die Muslime aber Herrscher wurden, verfielen sie der Arroganz der Herrscher. Wir müssen daher zwischen den Lehren des Islam und der islamischen Geschichte unterscheiden.*“

Müssen wir dies nicht auch auf weiten Strecken im Christentum tun?

Beim Besuch der Landesausstellung in Ranshofen und in Mattighofen hat man beinahe durchgehend das Auseinanderklaffen von christlicher Lehre und dem Verhalten der weltlichen und kirchlichen Herrschenden beobachten können.

Nicht zufällig hat wohl Jesus so entschieden seine Jünger davor gewarnt, sich dem Macht- und Besitzerwerb zu verschreiben.

Auf Schritt und Tritt war in der Ausstellung zu sehen, dass es stets in erster Linie um

Machtgewinn, Machterhalt und Machterweiterung, sowie Besitzergreifung und Besitzanhäufung ging. Das begann bereits bei den Kindern. Wozu brauchte man sie? Als Mittel zum Zweck? Warum waren Buben wichtiger und willkommener als Mädchen?

Allerdings war dies ganz unten bei den Bauern nicht anders. Kinder als billige Arbeitskräfte, Buben als Hoferberben...

Lehre und Leben klafften und klaffen nicht nur im Islam auseinander. War und ist es in der „heiligen Kirche Gottes“ so viel anders?

Bei genauem Hinschauen müssen wir noch etwas dazu sehen: Weder der Koran noch die Bibel sind frei von fragwürdigen Aussagen und Ermunterungen zum Erwerb von Macht und Besitz – und damit in logischer Folge mit Gewalt. Ob es sich dabei um göttliche Offenbarungen und Weisungen handelt?

Man darf es – noch besser: man sollte es bezweifeln.

Es ist offensichtlich ein von Menschen gemachter „Gott“, der solches sagt oder durch seine Boten sagen lässt – und es steht noch so manches andere in der Bibel, was eher aus recht menschlichen oder sogar allzu menschlichen Quellen stammt als von Gott.

Daher sagen Lektoren in unserer Pfarre am Schluss der Lesungen nicht „Wort des lebendigen Gottes“, sondern „Worte für uns aus der Heiligen Schrift.“

Noch etwas gilt es zu beachten: Alle Religionen sind mehr oder weniger Gefangene ihrer eigenen Geschichte.

Dabei gilt auch: In der Geschichte gibt es kein Zurück.

Man kann weder in der je persönlichen noch in der kollektiven Geschichte etwas ungeschehen machen.

Außerdem gibt es das persönliche und das kollektive Unbewusste.

Vieles ist zwar nicht mehr bewusst, aber es ist immer noch vorhanden und wirkt. Wir werden als einzelne Personen und als Kollektiv (Familie, Volk, Kirche...) teilweise mehr vom Unbewussten gesteuert als vom Bewussten. Wir merken es bloß meist nicht, eben weil es aus dem nicht bewussten Bereich kommt.

Alles hat daher Nachwirkungen – oft über viele Jahre, ja über Jahrhunderte hinweg.

Zeigt uns die Bibel deshalb, dass sich Gott mehr um die Folgen der Sünden sorgt als um das sündhafte Geschehen? Kain bekommt ein Zeichen. Wozu? Um ihn vor den Folgen seiner bösen Tat, der Rache und Vergeltung zu schützen...

Was gäben viele dafür, wenn sie aus ihrer Lebensgeschichte die dunklen Seiten löschen könnten!

Um wie viel leichter täten wir uns auch als Christen, könnten wir all das löschen, womit Jesus und sein Evangelium pervertiert wurden und was heute zu Recht der Christenheit vorgehalten wird.

Wir können es nicht. Wir müssen dazu stehen und schauen, dass wir vom persönlichen Leben angefangen bis hinein in die gesamte Institution der Kirche alles einer ehrlichen Prüfung unterziehen und bei aller gegebenen menschlichen Begrenztheit und Schwachheit zumindest versuchen, uns an das zu halten, was in Wahrheit Gottes Aufträgen entspricht.

Die einzige Möglichkeit, mit der belastenden Geschichte fertig zu werden und ihre Folgen zu meistern, ist die Vergebung. Wenn wir als Einzelne und als Kollektiv Geschehenes ehrlich wahrnehmen, zugeben und vergeben, machen wir es zwar nicht ungeschehen, aber wir lösen damit die Verkettung an Schuld und Unheil und ermöglichen einen neuen unbelasteten Anfang.

Die „Eulenstrategie“ anwenden

Die „Eulenstrategie“ besteht darin, die eigenen Stärken zu finden und zu nutzen.

In einer Aussendung der *Bischöflichen Arbeitslosenstiftung B7* hieß es dazu: *Das Sozialunternehmen ist davon überzeugt, dass in der eigenen Organisation nicht alles neu erfunden werden muss. Vieles liegt im Verborgenen und muss nur sichtbar gemacht werden. Wer sich zu intensiv mit seinen*

eigenen Fehlern beschäftigt, verliert das Wesentliche aus den Augen: die eigene Stärke. Schwächen auszumerzen kostet viel Energie. Meist erreicht man mit viel Aufwand eine gute Durchschnittlichkeit. Besser ist es, die eigenen Stärken zu finden, diese Stärken zu stärken und auf Tätigkeiten zurückzugreifen, bei denen diese Stärken eingesetzt werden können.

Das wäre doch etwas sehr Vernünftiges für unseren persönlichen Alltag und auch für das „Unternehmen Kirche“.

Wir müssen tatsächlich nicht alles neu erfinden.

Bruno Kreisky hatte Recht, wenn er einem Journalisten empfahl: „Lernen Sie Geschichte!“ Damit lag er ganz auf der Linie der Bibel, die im Wesentlichen ein Buch des Erinnerns ist. Jesus hat das „Brotbrechen“ mit dem Auftrag eingesetzt „Tut dies zu meinem Gedächtnis“. Jede Eucharistiefeier ist ein Geschehen des Erinnerns, denn so bleibt das Leben und Handeln Jesu gegenwärtig und kann seine gestaltende Kraft immer wieder von neuem entfalten.

Es zählt sich aus, das von anderen bereits erkannte und erfolgreich angewandte Gute neu zu entdecken und es weiter zu entwickeln.

Z.B. die Methode von Josef Cardijn: Sehen – Urteilen – Handeln.

Oder im spirituellen Bereich die Erfahrungen der Mystiker...

Auch die Erinnerung an das II. Vatikanische Konzil lässt uns sicher fündig werden, denn sehr vieles, was damals als zukunftssträftig erkannt wurde, wissen wir gar nicht. Vieles von dem, was weitblickend beschlossen wurde, harret noch immer der Verwirklichung.

Natürlich muss man auf Fehler achten und muss nach Möglichkeit bereits begangene bereinigen und neue vermeiden. Tun wir das nicht, vereiteln wir ständig das Wirksamwerden unserer Stärken.

Das Augenmerk sollten wir aber auf die Stärken legen, unsere eigenen und jene der Gemeinschaft.

Die Kirche verfügt über so viele Ressourcen, die nicht genutzt werden, weil man sie zu wenig oder gar nicht beachtet. Dies gilt auch für uns selbst. Wir verwirklichen leider in unserem Leben nur einen kleinen Teil unserer Möglichkeiten – nicht so sehr weil wir daran durch unüberwindliche Einflüsse gehindert werden, sondern weil wir zu gedankenlos leben und uns zu wenig bemühen.

Während ich dies schreibe, erinnere ich mich an eine Schulungswoche für GruppenleiterInnen während meiner Studienzeit in der Christophorus-Hütte auf dem Feuerkogel.

Wir wollten damals mit einem Spiel den Jugendlichen ihre Fähigkeiten und Talente bewusst machen. Weitgehend waren ihnen diese gar nicht bewusst. Ausgerechnet ein

Mädchen, das zuvor von sich behauptet hatte, dass es hinsichtlich Begabungen minderbegabt sei, staunte nicht schlecht, als sie dabei als Siegerin hervorging.

Im Pfarrbrief der Pfarre Brunnenthal (1.10.) habe ich zu einem Artikel in den O.Ö. Nachrichten (8.9.) mit dem Titel „Warum jedes Kind besonders begabt ist“ einige Gedanken geschrieben. Begabungen betreffen natürlich nicht nur Kinder. Solange wir nicht gestorben sind, können wir immer noch auf bisher nicht beachtete und gelebte draufkommen und sie endlich auch nützen.

Du kannst meine Ausführungen auf der Homepage der Pfarre Brunnenthal nachlesen.

Ich habe die Leser/innen angesprochen mit „Liebe Entdecker/innen, Erwecker/innen und Ermöglicher/innen!“ Entdecken, was an Begabungen, Stärken, positiven Möglichkeiten da ist, es aus dem Nicht-wahrgenommenwerden erwecken und seine Entfaltung ermöglichen – auf allen Ebenen! Das wäre noch dazu typisch jesuanisch.

*Ich glaube,
dass Gott mich geschaffen hat,
wie ich bin,
ich glaube an seine Kraft,
die in meiner Seele liegt.*

*Ich glaube,
dass Gott meine Freiheit will,
die Entfaltung meiner Kräfte,
die Entwicklung meiner Möglichkeiten,
meine Art zu sein.*

*Ich glaube,
dass Gott mich begleitet,
mich wachsen und reifen lässt,
mich fördert – und fordert,
sein Werkzeug zu sein.*

*Ich glaube,
dass Gott mich liebt,
durch mich wirken will,
an sein JA zu mir
das ich nicht verdienen kann.*

*Ich glaube
an die unermessliche Weisheit Gottes,
die mir Grenzen setzt
und das Vertrauen schenkt,
gehalten und geborgen zu sein.*

Ich glaube, das lässt mich leben.

(Max Feigenwinter)

Ein trefflicher Mann

Die Apostelgeschichte berichtet uns von einem Menschen, den wir uns näher ansehen sollten, denn er ist sozusagen ein Modell für richtiges Handeln auch in unseren Tagen.

In Apg 11, 19-26 ist zu Beginn die Rede von einer wegen Stephanus ausgebrochenen Verfolgung und der damit verbundenen schwierigen, gefährlichen und die persönliche Existenz der Jesusjünger/innen wie jener der jungen Christengemeinde bedrohenden Situation.

Interessant, wie man darauf reagiert.

Man weicht zwar in ein noch sicheres Gebiet aus, verschwindet aber nicht ängstlich und kleinlaut in der Versenkung, sondern beginnt dort sofort mit der Verkündigung des Evangeliums, zuerst nur im jüdischen Umfeld, dann aber auch im heidnischen.

Und stellt dabei fest, dass der Herr mit dabei ist, das Bemühen segnet und zu erstaunlichem in dieser Situation kaum zu erwartendem Erfolg führt.

Die Neuigkeit erreicht bald die Kerngemeinde in Jerusalem.

Das müssen wir uns näher anschauen, haben sich Petrus, Jakobus und ihre Leute offensichtlich gedacht. So schickt man Barnabas zur Begutachtung hin.

Der sieht dort das Wirken Gottes, freut sich darüber und bestärkt die Gemeinde zur treuen Ausdauer.

Kommentar des Berichtenden: „Denn er war ein trefflicher Mann, erfüllt vom Heiligen Geist und Glauben.“

Nun ereignet sich noch etwas, was die gesamte Geschichte des Christentums maßgeblich beeinflussen wird. Barnabas kehrt nicht zur Berichterstattung nach Jerusalem zurück, sondern spürt die Chance, die sich bietet, disponiert um und bricht sofort zu einem neuen Ziel auf: „Barnabas aber zog nach Tarsus, um Saulus aufzusuchen. Er fand ihn und nahm ihn mit nach Antiochia.“

Er hat ihn dann nicht einfach dort abgeliefert oder noch ein bisschen in die Gemeinde eingeführt und ist dann wieder Richtung Jerusalem verschwunden. Er blieb mit Paulus in Antiochia.

„Dort wirkten sie miteinander ein volles Jahr in der Gemeinde und unterrichteten eine große Zahl von Menschen.“

Und dann nach dem Jahr Ende der Vorstellung?

Durchaus nicht, denn „als sie zu Ehren des Herrn Gottesdienst feierten und fasteten, sprach der Heilige Geist: Wählt mir Barnabas und Saulus zu dem Werk aus, zu dem ich sie mir berufen habe. Da fasteten und beteten sie, legten ihnen die Hände auf und ließen sie ziehen. Vom Heiligen Geist ausgesandt, zogen sie nach Seleuzia hinab und segelten von da nach Zypern.“ (Apg 13, 2-4)

Damit begannen die Missionsreisen des Paulus und eine rasche Ausbreitung der jungen Kirche, die sich ohne Barnabas, den „trefflichen Mann“, so ansonsten wohl kaum vollzogen hätte.

Meinst Du nicht auch, dass es heutzutage in der inzwischen riesigen Weltkirche ebenso solch treffliche Männer und auch Frauen gibt, viel mehr sogar als damals in den bescheidenen Anfängen?

Der kürzlich verstorbene Kardinal *Carlo Maria Martini* sagte – wie bereits zitiert – etwa bei seinem letzten Interview: „Ich empfehle dem Papst und den Bischöfen, in ihre Leitungsgremien zwölf ungewöhnliche Menschen aufzunehmen. Menschen, die bei den Ärmsten sind, Jugendliche um sich haben und neue Experimente wagen. Es braucht die faire Auseinandersetzung mit Menschen, die brennen, so dass der Geist sich überall hin ergießen kann.“

Diese trefflichen Männer und Frauen gibt es mit Sicherheit in Rom und in jeder Diözese der Weltkirche.

Andererseits dürfen wir die kirchliche Leitung und die Verhältnisse in der Urkirche nicht idealisieren. Es menschtelte damals nicht weniger als heute. So ist auch die Ausrede hinfällig, dass es damals einfacher gewesen wäre, treffliche Männer und Frauen wahrzunehmen, zu senden und wirken zu lassen.

Jakobus in Jerusalem war als „Konservativer“ bekannt, dessen Leute die Arbeit des Paulus etwa in Galatien madig machten, die Gemeinden mit ihrer fragwürdigen „Gesetzes-treue“ verunsicherten und Paulus zu einer wütenden Reaktion im Brief an die Galater veranlassten (u.a. Gal 3,1-5).

Petrus hat sich bei seinem Besuch der Christengemeinde in Antiochia auch nicht so benommen, dass man ihn als „Progressiven“ oder Draufgänger für eine offene Kirche ansehen könnte. Paulus sah sich genötigt, ihm wegen seiner Feigheit die Leviten lesen – „*bin ich ihm offen entgegengetreten*“ (wörtlich „*habe ich ihm ins Angesicht widerstanden*“) heißt es *Gal 2,11*.

Dennoch wurde ein Mann wie Barnabas nicht ausgrenzt, ignoriert oder bloß geduldet.

Ich denke, dass die trefflichen Männer und Frauen nach der Art eines Barnabas der Kirche von Gott zu allen Zeiten geschenkt wurden, ihr also auch heute geschenkt werden.

Die Aufgabe der Leitenden angefangen von den Pfarrgemeinden wäre es, sie wahrzunehmen, anzunehmen, zu beauftragen und sie dann auch in der nötigen Freiheit und Eigenverantwortung wirken zu lassen.

Es würde sich als großer Segen für die Kirche erweisen.

Keine Ermächtigung durch Jesus?

Es wird immer wieder allen Ernstes bei verschiedenen Anliegen – augenfällig etwa besonders bei der Ausweitung des Weihepriesteramtes für Frauen, aber auch anderweitig – behauptet, die Kirche habe dazu keine Ermächtigung durch Jesus. Dazu ergibt sich eine geflissentlich ignorierte und nicht beantwortete Frage: Was sind die tatsächlichen Hintergründe und Absichten für die jeweilige Verweigerung?

Die Faktenlage ergibt nämlich ein einigermaßen anderes Bild als das offiziell dargebotene.

Ist es nicht ein Armutszeichen von Autoritäten, wenn sie sich gegenüber jenen, die Lehren, Gebote oder Verbote in Frage stellen, nicht mehr anders als mit Denk-, Rede- und Schreibverboten zu helfen wissen? Lässt das nicht vermuten, dass man nicht in der Lage ist, beweiskräftig zu argumentieren? Soll etwas totgeschwiegen werden, weil es bisherige ideologisch bedingte Vorstellungen und Praktiken auflösen würde?

Beim Erinnern an das II. Vatikanische Konzil zeigt sich sehr deutlich, wie vieles zwar von Päpsten ausdrücklich verboten, von weit-sichtigen Mitgliedern der Kirche aber dennoch getan und schließlich beim Konzil als richtig erkannt und als neuer Weg der Kirche beschlossen wurde – etwa im Umgang mit der Bibel, in der Ökumene, in der Liturgie etc.

Im letzten Vers des Johannesevangeliums (*Joh 21,25*) schreibt der Evangelist ausdrücklich: „*Es gibt aber noch vieles, was Jesus getan hat. Wenn man alles aufschreiben wollte, so könnte, wie ich glaube, die ganz Welt die Bücher nicht fassen, die man schreiben müsste.*“

Es gibt bei also weitem keine vollständige Beurkundung des Handelns Jesu.

Konsequenter Weise gilt dasselbe vom Reden Jesu.

Es ist zu bedenken, wie viel er in der Zeit seiner weiten Wanderungen im kleinen Kreis zu seinen Jüngern und öffentlich gesprochen hat. Jesus hat gelegentlich auch sehr lange Unterweisungen gegeben (vgl. *Mk 6,34*) – und wie wenig berichten zu all dem die Evangelisten. So steht eindeutig fest, dass nicht eigens in den Evangelien Auf-geschriebenes oder nicht direkt von ihm Überliefertes kein Beweis dafür sein kann, dass Jesus die Kirche für alle Zeiten in Bezug auf dieses Fehlende nie ermächtigen oder es ihr verbieten wollte. Es ergibt sich daraus ebenso wenig automatisch, dass er es ihr erlauben oder gebieten wollte.

Bei Gericht würde man unter diesen Umständen einen anstehenden Fall „mangels an Beweisen“ selbstverständlich offen lassen.

Oder: Die Kirchenleitung ist davon überzeugt, dass die Zusage Jesu an Petrus „*Ich werde dir die Schlüssel des Himmelreiches geben; was du auf Erden binden wirst, das wird auch im Himmel gebunden sein, und was du auf Erden lösen wirst, das wird auch im Himmel gelöst sein*“ (*Mt 16, 19*) als Binde- und Lösegewalt auch für die Nachfolger des Petrus gilt. Die Päpste haben davon im Laufe der Kirchengeschichte reichlich Gebrauch gemacht und nicht wenig (etwa in der Dogmenentwicklung) festgelegt, von dem Jesus weder dafür noch dagegen auch nur ein Wort gesagt hat.

Sie haben andererseits so manches nicht festgelegt, was Jesus völlig eindeutig vermittelte – etwa dass die Fußwaschung ein Sakrament ist. Gerade sie hätte aber an sich

dogmatisch alle Erfordernisse eines Sakramentes, wurde aber dennoch nur eine harmlose Zeremonie ohne spirituelle und strukturelle Konsequenzen in der Gründonnerstagsliturgie.

Jesus hat seiner Kirche den Heiligen Geist als den verheißen und geschenkt, der die Kirche im Laufe der Zeit begleitet und sie nach und nach immer tiefer in die Wahrheit einführt: „Wenn aber jener kommt, der Geist der Wahrheit, wird er euch in die ganze Wahrheit führen.“ (Joh 16,13)

Daraus ergibt sich, dass vieles, was in der Kirche gewachsen ist, dem Wirken des Heiligen Geistes zugeschrieben werden kann, alles aber sicher nicht. Die Kirche besteht aus Menschen und diese haben Wahres wie Falsches, Sinnvolles wie Unsinniges, Gutes wie Böses beigetragen.

Jesus hat das Reich Gottes, die Herrschaft Gottes (= dass Gott im neuen Menschen zum Zug kommt und damit eine neue Welt entstehen kann) sehr deutlich mit Vergleichen geschildert, die Veränderung und / oder Wachstum anzeigen. Licht verändert die Dunkelheit zur Helle, Salz verändert die Geschmacklosigkeit der Speise zum Wohlgeschmack, Sauerteig verändert die Mehlmasse zum Teig, aus dem dann das Brot wird. Aber auch die Gleichnisse vom Schatz im Acker und von der kostbaren Perle zeigen Veränderung an, sie verändern jeweils das Leben der Entdecker.

Das Gleichnis vom Senfkorn verweist auf die innewohnende Kraft, die wachsen lässt...

Die Kirche kann, soll und darf von ihrem Wesen her nicht auf einem Status quo stehen bleiben, sie muss sich ständig wandeln, um zu wachsen.

Allerdings ist dabei zu beachten, dass alle Veränderungen sich an Jesu grundlegendem Beispiel und Wort orientieren müssen und das Wachsen eine logische und treue Erschließung und Entfaltung des Grundgelegten zu dem Ziel hin ist, das Jesus gesetzt hat und zu dem der Heilige Geist weiterführt.

Dies ist leider in vielem in mehrfacher Hinsicht nicht geschehen.

Oder: Die Kirchenleitung hat sich im Laufe der Zeit über vieles bedenkenlos hinweggesetzt, was Jesus sehr wohl gesagt, ausdrücklich verlangt oder untersagt hat – etwa das Schwören (Mt 5,33-37) oder die Machtübung über andere (vgl. Mk 10, 41-45) – und sie tut das immer noch und macht

keinerlei Anstalten, sich von diesem Verhalten zu verabschieden.

Hatte man etwa beim oben bereits erwähnten Übergehen der Fußwaschung als Sakrament Angst vor der dann nicht mehr zu umgehenden und zu verhindernden völlig anderen Struktur der Kirchenleitung als brüderlichem Dienst statt als hierarchischer Pyramide?

Schließlich: Das Nichtvorhandensein von Aussagen oder Absichtserklärungen Jesu bedeutet grundsätzlich weder eine Erlaubnis noch ein Verbot. Man kann in diesem Fall nur aus dem sonstigen Reden und Handeln Jesu und der Apostel, also aus dem biblischen Kontext per Rückschluss in etwa annehmen, ob es sich im konkreten Anlass eher um eine Erlaubnis oder um ein Verbot handeln könnte. Über eine mehr oder weniger große Wahrscheinlichkeit kommt man dabei aber nicht hinaus, von Sicherheit kann wohl kaum Rede sein.

Wenn man im Fall des Fehlens von Aussagen und Absichtserklärungen dennoch mit Sicherheit eine Erlaubnis oder ein Verbot behauptet, wird damit nichts bewiesen, es bleibt lediglich eine Behauptung, auch wenn sie von einem Papst ausgesprochen wird.

Dies gilt selbstverständlich auch hinsichtlich der Behauptung, dass Jesus der Kirche keine Ermächtigung gegeben habe, Frauen Anteil am Weihe-Priesteramt zu gewähren.

Hat Papst Johannes Paul II. deshalb ein Diskussionsverbot zu diesem Thema erlassen, weil es letztlich keine Beweise, nur Vermutungen und Behauptungen gibt und diese einer gründlichen Prüfung nicht standhalten würden? Die Kirchenleitung lässt nicht nur in diesem Fall so manches vermissen, was auf keinen Fall fehlen dürfte, z.B. intellektuelle Redlichkeit und Weisheit.

Die andere Seite, die Veränderungen erzwingen will, lässt aber ebenso vieles vermissen, was nicht fehlen dürfte. Orientiert sie sich an Jesus und lässt sie sich vom Heiligen Geist leiten oder stecken da andere Vorstellungen und Absichten dahinter? Wovon ist sie geleitet?

Was ist in Bezug auf das Durchsetzen einer Teilhabe von Frauen am Weihenpriestertum gewonnen, wenn nun zusätzlich zu den männlichen Klerikern weibliche auf dem Hohen Ross sitzen?

Nachdem es den Feminismus als weithin nicht weniger einseitigen Gegenschlag gegen die Einseitigkeit der Männerdominanz in der Kirche bereits gibt, ist zu erwarten, dass sich der männliche Klerikalismus um den weiblichen Klerikalismus erweitert und sich somit der Klerikalismus noch ausweitet, statt überwunden und beendet zu werden.

Was ist damit gewonnen, wenn die Kirche somit den mehr als fragwürdigen, weil Jesu Vorstellung zuwiderlaufenden Weg der Zweiteilung in Kleriker und Laien in die verkehrte Richtung weitergeht und ihn auch noch zementiert?

Zuerst müssten die männlichen Kleriker den Klerikalismus aufgeben, die Überheblichkeit über die Laien beenden und wieder auf dieselbe Ebene aller Schwestern und Brüder herabsteigen, auf die Jesus völlig eindeutig verwiesen hat: „... denn einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Brüder.“ (Mt 23,8 - vgl. ganze Stelle Mt 23, 8-12).

Paulus lässt ebenfalls keinen Zweifel daran, dass es in der Gemeinschaft der Jesusjüngerinnen und Jesusjünger untereinander nur eine Ebene geben darf: „Ihr seid alle durch den Glauben Söhne Gottes in Christus Jesus. Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus (als Gewand) angelegt. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid ‚einer‘ in Christus Jesus.“ (Gal 3,26-28)

Diese eine Ebene für alle ist die der Geschwisterlichkeit, in der es – wie Paulus an anderen Stellen deutlich betont –, sehr wohl verschiedene Berufungen, Aufträge und Aufgaben gibt und geben muss, um das Ganze zusammenzuhalten und wachsen zu lassen, aber immer auf der Ebene des Dienstes miteinander und füreinander.

Paulus selbst hat seine Position als solche verstanden: „Wir wollen ja nicht Herren über

euren Glauben sein, sondern wir sind Helfer zu eurer Freude.“ (2 Kor 1,24)

Es hat der Kirche nicht gut getan, dass man sich sehr früh schon in vielem darüber hinweggesetzt und einen anderen Weg eingeschlagen hat.

Was tun?

Man kann daran ja sowieso nichts ändern?

Doch, man kann, wenigstens im eigenen Bereich – angefangen von der Familie, vom Arbeitsplatz und in der Pfarre. Die Geschichte beweist, dass Veränderungen oft unten begonnen haben.

Als ich 1975 die Pfarre Brunnenthal übernommen habe, war eines vom Ersten, dass ich ausnahmslos allen in der Pfarre zusagte: „Ich bin nicht der „Herr Hochwürden“. Ich bin euer Bruder, nicht mehr und nicht weniger. Daher dürfen alle, die es wollen, mich mit Du und mit meinem Vornamen ansprechen.“

Ich bin damit bestens gefahren. Ich habe nicht im mindestens dadurch an Autorität, Achtung und Wertschätzung verloren, sondern gewonnen, und ich kann mich nicht erinnern, dass auch nur ein einziges Mal jemand diesen geschwisterlichen Umgang miteinander missbraucht hätte.

Und zur Frage der Ermächtigung sei noch angeführt, was ich früher schon habe: „Du hast mehr Möglichkeiten, als du denkst, ganz zu schweigen von den Möglichkeiten Gottes mit dir!“

Dies gilt auch für die Kirchenleitung. Sie hat weit mehr Möglichkeiten, als sie denkt – und vor allem als sie zuzugestehen gewillt ist, ganz zu schweigen von den Möglichkeiten Gottes mit ihr, falls sie sich dazu bequemt, tatsächlich auf Gottes Geist zu hören und ihm zu folgen.

Dazu müsste man sich allerdings von so manchen Vorstellungen und Verhaltensweisen verabschieden.

Was nützt das Reden, wenn andere das Sagen haben?

Zu dieser Frage habe ich im Rundbrief 3/2012 einige Gedanken geschrieben. Eine aufmerksame Leserin schickte mir dazu den folgenden Text.

Der Friedensnobelpreisträger Elie Wiesel, der als Fünfzehnjähriger aus dem Konzentrationslager Buchenwald befreit wurde, erzählt eine Geschichte:

Einer von den gerechten Leuten geht nach Sodom. Er ist fest entschlossen, die Leute aus dem drohenden Untergang zu retten. Er arbeitet Tag und Nacht, um auf die katastrophalen Folgen ihrer Habgier und Ungerechtigkeit, ihrer Falschheit und Gleichgültigkeit hinzuweisen.

Anfangs hört man ihm zu, später verlacht man ihn, bald schon kümmert man sich nicht einmal

mehr um den einsamen Rufer. Wie kann ein Einzelner schon Recht haben gegen eine auf sich selbst bezogene Mehrheit?

Eines Tages spricht ihn ein Kind voller Mitleid an.

Es sagt: „Armer, fremder Mann, du schreiest dich heiser. Siehst du denn nicht, dass es hoffnungslos ist?“

„Natürlich sehe ich das“, antwortet er.

Das Kind fragt zurück: „Und warum machst du trotzdem weiter?“

„Das will ich dir sagen: Am Anfang dachte ich, ich könnte die Menschen ändern. Heute weiß ich, dass ich es nicht kann. Wenn ich aber immer noch gegen das Unrecht schreie, dann deshalb, weil ich verhindern will, dass die Menschen mich ändern!“

Stimmt, so ist es. Solange man sich nicht mundtot machen lässt, ist das eigene Immunsystem stark genug gegenüber der Infektion durch das verkehrte Verhalten anderer.

Und dazu kommt noch ein weiterer sehr wichtiger Punkt: Es kommt auch auf das Zeugnis an. Ein für allemal bleibt es bestehen

als ein Zeichen dafür, dass es nicht nur Verführer und Mitläufer gegeben und dass man keine Ausrede hat, man hätte es ja leider nicht wissen können...

Propheten, Bekenner, Mahner hatten es nie leicht.

Oft erging es ihnen so wie dem oben geschilderten Mann, vielen sogar noch schlimmer, indem man sie beseitigte.

Dennoch! Wie sähe die Welt heute aus, hätten sie geschwiegen?

Gelegentlich sind sie sogar eine Art Ehrenrettung eines Volkes – es haben sich doch nicht alle verführen lassen, nicht alle haben mitgemacht, wenigstens einer ist den geraden Weg gegangen...

Zu viele denken, dass so etwas nur für Ausnahmesituationen gilt.

Wer es aber nicht im Alltag einübt, wird es kaum in Ausnahmesituationen zustande bringen, nicht einmal in an sich einfachen Überraschungssituationen.

Also damit anfangen, falls Du es nicht ohnehin bereits so hältst!

In Offenheit und Gottvertrauen den Glauben im Alltag leben

Vor einiger Zeit schrieb mir eine Rundbriefleserin:

„Es tut mir immer gut, auch von einem Priester kritische Worte zu lesen. Zumal es doch vielerorts fast verboten ist die Kirche kritisch zu betrachten. Aber ich versuche immer wieder die Menschen zu verstehen, die unsere Kirche ‚außen‘ betrachten. Da denke ich manchmal, schon die Sprache und viele eingefahrenen Rituale, deren Sinn in heutiger Zeit nicht mehr verstanden wird, brauchen ein ‚Entstauben‘. Ich freue mich, dass ich seit dem Konzil dem Priester ins Gesicht schauen kann und nicht den Rücken sehe – und das wollen einige wieder ändern. Auch in unserer Gemeinde strebt eine Gruppe die Mundkommunion wieder an. Ich bin so dankbar, dass unser Gemeindepfarrer dies in großer Gelassenheit sieht, für die Mehrheit doch offen ist und nicht rückwärts denkt. Auch in unserem Gebetskreis pflegen wir eine offene Art und durften durch die Heilige Schrift Jesus in seiner Offenheit für die Menschen, seine dienende Liebe und heilende Nähe erfahren. Auch in meiner Krankheit habe ich durch die

Heilige Schrift viele tröstende Worte und die Kraft des Kreuzes erfahren dürfen und da bin ich unendlich dankbar. Da ist nichts von einem Angst machenden Gott, sondern immer erbarmend und tröstend. ER und seine Liebe sind tragend und man braucht dafür keine besondere Leistung. Ich durfte den leidenden Christus an mir erfahren und in meiner Krankheit war ich eins mit ihm am Kreuz. Diese Erfahrung durfte ich schon oft weitergeben und trösten. Gott ist so großartig, wenn wir uns IHM überlassen. Nach einer längeren Pause habe ich nun wieder Dienste in der Pfarrgemeinde übernommen. Dankbar bin ich für alles, was in unserer Pfarrgeschichte und in unserem Gebetskreis geschehen ist und gut für die Menschen war. Aber auch dankbar für Gottes Barmherzigkeit für das, was in dieser Zeit ungut war und verletzt hat. Viele Wunden werden nur in Gottes Licht heilen. Im Vertrauen auf IHN werden wir unseren Weg weitergehen und vertrauen, dass ER, was er in unserer Pfarrgemeinde angelegt hat, gut zu Ende führt und es zum Heil aller vollenden wird.“

Auf mich kommt es nicht an und außerdem macht es keinen Sinn

Das ist leider oft die Standardmeinung, wenn leicht Gutes geschehen könnte.

Damit geschieht dann das Gute nicht und für so manchen bedeutet dies keine Lappalie, sondern u. U. eine herbe Enttäuschung, eine schmerzliche Einbuße oder einen schwerwiegenden Schaden.

Der „Liturgieletter“ von Pfarrer i.R. Roland Breitenbach in der Pfarre St. Michael in Schweinfurt ist für Pfarrer und alle, die an Sonntagen Wortgottesfeiern gestalten, ein stets aktueller und empfehlenswerter Behelf. Information auf der

Homepage www.stmichael.de/

Herausgeber rb@stmichael.de

In der Nr. 48 zum 29. Sonntag im Jahreskreis stand eine sehr treffende Geschichte:

Ein alter Mann ging bei Sonnenuntergang den Strand entlang. Er sah einen Jungen, der Seesterne aufhob und ins Meer warf. Er fragte, warum er das denn tue.

Da sagte der Junge: „Die Seesterne sind zu schwach, ins Meer zurückzukehren. Sie werden sterben, wenn sie bis Sonnenaufgang hier liegen bleiben müssen.“

„Was macht das für einen Sinn? Der Strand ist viele Meilen lang und hunderte von Seesternen liegen hier“, sagte der Alte.

Der junge Mann blickte auf den Seestern in seiner Hand und warf ihn in die rettenden Wellen. Dann meinte er: „Für diesen hier macht es einen Sinn!“

Mit dieser Geschichte ist vieles auf den Punkt gebracht, was ich vorher ausführlich darzulegen versuchte. Der Blick auf Jesus, der im „Jahr des Glaubens“ und auch beim Rückblick auf das II. Vatikanische Konzil vorrangig sein muss, lässt uns als grundlegende Eigenschaften und Verhaltensweisen Jesu Achtung, Beachtung und Achtsamkeit erkennen.

Er achtete besonders das Kleine, Unscheinbare, im Alltag so oft Übersehene und begegnete allem und allen mit Achtsamkeit. Er beachtete die in der Gesellschaft Unbedeutenden, die Macht- und Rechtlosen, die bewusst Übersehenen und Ausgegrenzten. Er schenkte gerade diesen Menschen im Abseits seine erweckende, befreiende und heilende Aufmerksamkeit.

Achten und Beachten und aufmerksam einen Umgang in Achtsamkeit zu üben wäre ein ganz wesentlicher Einstieg in das „Jahr des Glaubens“.

Sie wären auch eine Grundlage für das Verstehen der Anliegen beim Vat. II, für die Fortschreibung seiner Anliegen und für das Wahrnehmen, Aufgreifen und Bewältigen neuer Herausforderungen – nicht nur durch die Verantwortlichen in der Leitung der Kirche, sondern durch alle Glieder der Kirche.

Es kommt auf jede und jeden an. Jede und jeder muss das ihr / ihm Mögliche beitragen – und wäre es eine noch so unwichtig erscheinende Kleinigkeit.

Ankommen

Jede und jeder will selbstverständlich ankommen. Bereits als Kleinkind bei der Mama, beim Papa, bei den Geschwistern, den anderen Kindern... Und dann geht es das ganze Leben so weiter, denn wenn man nicht ankommt, dann schaut es schlecht aus, einen Freundeskreis, eine Partnerin bzw. einen Partner für die Ehe oder einen guten Arbeitsplatz zu finden...

Dazu muss man auch mit dem ankommen, was einem wertvoll und wichtig ist. Wird man damit ignoriert oder abgelehnt, hat man keine Chance, diese Werte weiterzugeben.

Wir wissen alle aus unserer Erfahrung, dass ein erfülltes Leben sicher nicht gelingt, wenn wir

persönlich oder mit unseren Werten nicht ankommen.

Wir stehen am Beginn des Advents, also des Gedenkens an einen, der da vor langer Zeit als ein in einer jungen Frau empfangenes und dann von ihr geborenes Kind angekommen ist. Er war lang mit Sehnsucht erwartet worden und man könnte meinen, er wäre daher selbstverständlich bei den Menschen angekommen.

Dem war aber nicht so. Er kam von Vornherein bei vielen nicht an – im Gegenteil. Die Botschaft seines Ankommens löste Angst aus und man unternahm von Anfang an Versuche, ihn zu beseitigen. Als er sich

erdreiste, den Menschen unverblümt die Wahrheit zu sagen und ihre korrupten Machenschaften aufzudecken, als die Ausgebeuteten und Ausgegrenzten von ihm begeistert waren und sagten: „Er macht alles gut!“, da musste er weg, denn da bestand die Gefahr, dass er nun wirklich ankommt bei den Menschen und es anders weitergeht als gewohnt.

Man brachte ihn um, aber er war kurz danach als Auferstandener ein nun nicht mehr zu beseitigender neu Ankommender – und das blieb er bis heute so und bleibt es weiter bis zu seinem endgültigen Ankommen am Ende der Tage.

Die Frage für jeden Menschen ist, ob er bei ihm ankommen darf und kann, nicht erst am Jüngsten Tag, sondern hier und jetzt.

Das ist auch die stets neue Frage an jede und jeden von uns, die wir doch „eh unseren Glauben haben und gut katholisch“ sind.

Wenn wir bloß ein bisschen in unser Leben hineinschauen, dann sehen wir auf den ersten Blick, wie oft sein Ankommen nicht erwünscht war, wie oft er damit unsere Kreise störte, wie oft wir ihn ignoriert haben...

Was Johannes im Prolog zu seinem Evangelium schreibt, hat sich in unser aller Leben nicht bloß einmal, sondern immer wieder ereignet: „Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf!“ (Joh 1,11)

Das ist zwar idiotisch, weil er uns doch stets nur ein glückendes Leben eröffnen wollte, aber offensichtlich bleiben Menschen da unbelehrbar.

Dass es auch anders geht, wissen wir ebenfalls aus eigener Lebenserfahrung und aus dem Beispiel unzählig vieler, die ihn trotz all ihrer nun einmal gegebenen menschlichen Dummheit, Bequemlichkeit und Sündhaftigkeit bei sich ankommen ließen.

Er wurde und wird seines Namens – Jesus = Gott ist Heil – gerecht, und wir können immer wieder die Richtigkeit der Aussage von P. Josef Cascales erfahren: „Lass dich auf Jesus ein und du wirst sehen, was er aus dir macht, wenn du ihm vertraust!“

Er hat uns gesagt, wo und wie er ankommt. Nicht als wunderbare Erscheinung, sondern im geringsten Bruder und in der geringsten Schwester, in all denen, die in unserer Gesellschaft zu kurz kommen, ausgebeutet oder ausgegrenzt werden... Du weißt es ohnehin, ich brauche Dir nichts weiter zu erklären.

Wie wäre es, wenn er erst einmal bei uns selbst wirklich ankommen könnte? Wenn wir ihn ohne Wenn und Aber einließen in unser ganzes Leben, also nicht bloß in die Gebetszeiten?

Dann werden wir uns auch von neuem gesandt wissen, andere ohne falsche Scheu auf sein Kommen hinzuweisen und damit etwas für sein Ankommen und sein Aufgenommenwerden beizutragen.

Es gibt nichts Wichtigeres als ihn wirklich ankommen zu lassen, ihn aufzunehmen, sich auf ihn einzulassen und sich zu bemühen, dass dies möglichst viele in unserer Umgebung auch tun!

Dein Bruder



Termine

Gottesdienst in der Pfarrkirche Brunnenthal: jeden 2. Freitag im Monat um 19:30 Uhr

Tage des Gebetes:

Thema: Die Christus-Botschaft in den Briefen des Apostels Paulus

Referent: Pfarrer Johannes Mohr

Zeit: 29.12.2012 (17:00 Uhr)-3.1.2013 (nach dem Mittagessen)

Ort: Exerzitienhaus St. Beda, Abtei Schweiklberg

Kosten: pro Person 195.- € im Einzelzimmer für Vollpension und Tagungsgebühr

Anmeldung: Klaus und Maria-Luise Ritter, Innstraße 16, 94032 Passau

Tel./Fax: 0851-54966

E-Mail: kdce@gmx.de

Cursillo:

Entdeckungsreise Leben (Orientierung finden) 7.-9.12.2012 im Bildungshaus Puchberg
Vertiefungscursillo: 28.2. – 2.3.2013
Anmeldung im Cursillo-Sekretariat, Subiacostraße 22, 4550 Kremsmünster
E-Mail: cursillo@dioezese-linz.at
Nähere Informationen: www.cursillo-ooe.at

Kursangebot Gemeinschaft Lumen Christi / Kath. Evangelisationszentrum Maihingen

Nähere Informationen: www.LumenChristi.de
Prospekte auch im Pfarrhof Brunnenenthal erhältlich

Reisen 2013

Die Reise in die *Provence* ist derzeit bereits ausgebucht. Für die Reise nach *Israel* sind noch ein paar Plätze frei. Eine Anmeldung ist noch möglich und u. U. auch sinnvoll, weil fast immer wieder welche ausfallen.

Für die Reise nach *Böhmen und Prag* sind noch viele Plätze frei.

Die Reise nach *Istanbul und auf den Spuren der paulinischen und johanneischen Gemeinden* müssen wir leider absagen, da sich nur wenige dafür angemeldet haben.
Informationen, die Reiseprogramme und Anmeldeformulare sind auf der Homepage der Pfarre Brunnenenthal einzusehen oder werden gerne auch zugeschickt.

Hinweise***Unkostenbeitrag für den Rundbrief:***

Die Selbstkosten betragen zurzeit rund 12.- € pro Jahr. Wer mehr gibt, unterstützt unsere Arbeit. Bitte verwende den beiliegenden Zahlschein für die Begleichung Deines Unkostenbeitrages. Natürlich kannst Du auch per Telebanking oder mittels Bareinzahlung Deinen Beitrag leisten. Bitte unbedingt beachten: Namenlose und unleserliche Überweisungen von einem Konto lassen sich zur Not von unserer Bank identifizieren, derartige Bareinzahlungen aber auf keinen Fall. Leider waren noch in jedem Jahr welche dabei. Es gibt eine ganze Reihe namensgleicher Bezieher/innen. Daher ist es wichtig, bei der Überweisung auch die Adresse anzugeben. Bei Zahlungserinnerungen heißt es manchmal verwundert, dass doch ohnehin bereits etwas eingezahlt wurde. Wir glauben es, aber wir konnten diese Einzahlungen wegen fehlender Daten nicht zuordnen.

Beiträge für den Hilfsfonds:

Die Zustände und die Umstände, unter denen vor allem in Afrika viele der von uns unterstützten Priester leben und arbeiten müssen, sind für uns unfassbar. Es fehlt oft an den für uns einfachsten Selbstverständlichkeiten. Darum ist jeder Beitrag wertvoll. Zum Jahresbeginn liegt dem Rundbrief ein Jahresbericht bei. In Österreich sind Einzahlungen auf das Hilfsfonds- oder auf das Rundbriefkonto möglich, in Deutschland nur auf das Rundbriefkonto. Wer in Österreich oder in Deutschland auf das Rundbriefkonto einen Beitrag für den Hilfsfonds einzahlt, muss aber unbedingt die Widmung „Hilfsfonds“ angeben, denn ansonsten wird der Beitrag für den Rundbrief verbucht. Rundbrief und Hilfsfonds sind zwei völlig getrennte Buchhaltungen.

Bankverbindungen:

Rundbriefkonto in Österreich: Kath. Pfarramt Brunnenthal
Konto Nr. 4023818 bei RB Schärding, BLZ 34455
IBAN / BIC: AT523445500004023818 / RZOOAT2L455

Hilfsfondskonto in Österreich: Kath. Pfarramt Brunnenthal
Konto Nr. 4033965 bei RB Schärding, BLZ 34455
IBAN / BIC: AT113445500004033965 / RZOOAT2L455

Rundbriefkonto in Deutschland: Kath. Pfarramt Brunnenthal
Konto Nr. 129712 bei RB Unteres Inntal, 94152 Neuhaus/Inn
BLZ 74061564
IBAN: DE69 74061564 000 129712
BIC: GENODEFINUI

Änderungen von Namen und Adressen:

Gemeinden ändern gelegentlich ihre Straßennamen und Hausnummern, einzelne Bezieher/innen heiraten und haben dann einen anderen Namen und eventuell auch eine neue Adresse, manche wechseln ihren Wohnsitz – und wir bekommen die Rundbriefe zurück.

Manchmal können wir trotz Nachforschungen keine zutreffende Adresse mehr herausbringen.

Bitte daher Änderungen von Namen und / oder Adresse unbedingt melden!

Abbestellung:

Wir sind niemandem böse, wenn der Rundbrief abbestellt wird, wir wollen nur nicht, dass wir ihn umsonst versenden, weil er ungelesen im Papierkorb landet.

Werbung von neuen Beziehern und Bezieherinnen:

Für neue Bezieher und Bezieherinnen sind wir immer dankbar. Probeexemplare des Rundbriefes versenden wir gerne, solange der Vorrat reicht.

Rückmeldung zum Rundbrief:

So wie für die Werbung sind wir auch immer für Rückmeldungen, Kritik oder Vorschläge dankbar.

Medieninhaber, Herausgeber und Redaktion:

Kath. Pfarramt Brunnenthal, 4786 Brunnenthal

pfarre.brunnenthal@dioezese-linz.at

Für den Inhalt verantwortlich:

Franz Schobesberger, 4786 Brunnenthal, Dorfstr.8

Offenlegung nach §25 des Mediengesetzes:

Dieser Rundbrief ist ein Kommunikationsorgan für Teilnehmer an Glaubensseminaren und Interessierte. Erscheint vierteljährlich.

Hersteller: Offsetdruckerei Rainer Himsl

Zulassungsnummer: GZ 02Z031244 M

Verlagspostamt: 4780 Schärding/ P.b.b.

Envoi à taxe réduite/Bureau de poste

A- 4780 Schärding (Autriche) Taxe perçue